Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 77. Mittwoch, den 3. April 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Der dreizehnte Hauptmann.

R K. Die Budgetkommission des Reichstages hat nicht weniger als 1 600 000 Mark für die Schaffung von 196 Stellen für dreizehnte Hauptleute bewilligt. Das Zentrum tat auch mit. Nur die zwei Sozialdemokraten stimmten dagegen. Dieses neueste Kunststück unentwegten Bewilligungseifers wird im deutschen Offizierskorps schallende Heiterkeit erregen, und gar mancher Offizier wird wieder mit höhnischem Lächeln die Versicherung geben, daß man von den „dummen Teufeln“ alles haben könne, was man wolle, selbst den Galgen, an dem sie aufgehängt werden sollen.

Die Stelle eines dreizehnten Hauptmannes ist nämlich eine völlig entbehrliche Einrichtung. Dies geht schon daraus hervor, daß bisher wenigstens die bayerischen Infanterieregimenter nur ausnahmsweise einen dreizehnten Hauptmann erhielten. Und auch in solchen Ausnahmefällen handelte es sich nur um einige Monate. Wurde z. B. in einem Infanterieregiment in kurzem die Stelle eines Bataillonskommandeurs frei und war als Nachfolger der dienstälteste Hauptmann des Regiments ausersehen, so wurde er manchmal dem Regiment einstweilen als dreizehnter Hauptmann zugeteilt, bis seine Beförderung zum Bataillonskommandeur erfolgte.

Was hat nun ein solcher dreizehnter Hauptmann zu tun? Wenn er sich nicht selbst mit ernsten Arbeiten beschäftigt, so besteht für ihn zweifellos die Hauptarbeit darin, die Zeit totzuschlagen. Er ist zwar bei der Truppe, aber er hat keine Abteilung zu befehligen, und ist auch nicht als Adjutant verwendet. Schon daraus geht hervor, daß er beinahe nichts zu tun hat. Um ihn wenigstens etwas zu beschäftigen und nicht ganz die Rolle eines staatlich bezahlten Privatiers spielen zu lassen, erhält er kleine Pöstchen, die sonst von anderen Offizieren nebenbei versehen werden. Der Regimentskommandeur betraut ihn z. B. mit der Oberaufsicht über den Kantinenbetrieb, er läßt ihn manchmal die aus einer Handspritze und ein paar wasserdichten Leinwandeimern bestehenden „Löschgeräte“ der Kasernen auf ihre Funktionsfähigkeit prüfen, usw. Bei größeren Felddienstübungen darf der dreizehnte Hauptmann auch den Markus, nämlich den markierten Gegner führen, ein Geschäft, das sonst gerade so gut ein jüngerer Hauptmann oder ein Oberleutnant besorgt. Der Markus hat ja immer die Pflicht, sich verprügeln zu lassen. Und wenn er sich auch nicht prügeln läßt, muß er am Schlusse dennoch zurückweichen. Ein Markus, der siegt, gehört als Rarität in ein Panoptikum. Kurz, man kann vom dreizehnten Hauptmann getrost behaupten, daß er sehr wenig säet, aber trotzdem erntet und herrlicher gekleidet ist, als der König Salomon.

Und solche dreizehnte Hauptleute hat, wie eingangs erwähnt, die Budgetkommission 196 bewilligt. Aber nicht genug damit! Die dreizehnten Hauptleute sollen nicht die Bezüge des Hauptmanns 1. Klasse erhalten, sondern es wurde ihnen die Gage eines Majors, der Bataillonskommandeur ist, gewährt. Dies ergibt sich, wenn man den geforderten jährlichen Aufwand von 1 600 000 Mark mit 196 dividiert. Durchschnittlich treffen auf einen Hauptmann 8163 Mark jährlich. Jeder Kundige weiß, daß dies ungefähr die Bezüge eines Bataillonskommandeurs sind. Auf gut Deutsch: Es wurden 196 neue Stellen mit den Gebührnissen eines Bataillonskommandeurs geschaffen, obwohl die Stelleninhaber kein Bataillon zu kommandieren haben, sondern im Grunde nur Inhaber von Sinekuren sind. So wird mit dem Geld der Nation in einer Zeit allgemeiner Teuerung und erhöhten Steuerdruckes umgegangen. Allerdings geschieht einem nicht geringen Teil des Volkes ganz recht. Er erntet nur die Früchte seiner vernagelten Wählerei. Es werden die letzten nicht sein.

Aus welchem Grunde die 196 Bataillonskommandeure ohne Bataillon in die Welt gesetzt wurden, ist klar. Man will das Avancement der Leutnants, Oberleutnants und Hauptleute verbessern, nachdem jenes der Offiziere der Kavallerie und Artillerie durch die in den letzten Jahren eingetretene Vermehrung ihrer Regimenter von selbst wesentlich günstiger geworden ist.

Der preußische Kriegsminister gestand dies natürlich nicht zu. Er hatte nur rein „dienstliche“ Gründe für seine Forderung. Zunächst mußte die sattsam bekannte Behauptung, daß die militärische Ausbildung immer komplizierter werde, herhalten. Sie hat nur den kleinen Fehler, daß sie nicht richtig ist. Die Handhabung des Gewehres im Gefecht ist jetzt z. B. viel einfacher, als sie vor 20, ja vor 10 Jahren war, weil inzwischen der Fortschritt der Technik dafür gesorgt hat, daß die Flugbahnen der Geschosse sich immer gestreckter gestalteten. Dadurch wurde die Gefahr des Überschießens wesentlich geringer und Fehler im Entfernungsschätzen machen sich weniger bemerkbar. Außerdem sind jetzt brauchbare Entfernungsschätzer erfunden, während früher kleinere Entfernungen, wie sie für die Infanterie in Betracht kommen, nur durch Abschreiten genauer ermittelt werden konnten. Daß die Ausbildung der Infanterie nicht komplizierter geworden ist, geht übrigens schon aus den Vereinfachungen des Infanterie-Exerzier-Reglements hervor, die in den letzten 19 Jahren stattgefunden haben.

Herr v. Einem führte auch die Ausbildung der Reserveoffiziere, die den dreizehnten Hauptleuten anvertraut werden soll, ins Treffen. Dieses Geschäft könnte aber auch von den wirklichen Bataillonskommandeuren und den etatsmäßigen Stabsoffizieren (Oberstleutnants) besorgt werden. Namentlich die etatsmäßigen Stabsoffiziere genießen ein so beschauliches Dasein, daß ihnen sehr leicht die theoretische Fortbildung der Reserveoffiziere — nur um diese handelt es sich, da die praktische den Kompaniechefs und Bataillonskommandeuren bei den Übungen von selbst zufällt — überlassen werden könnte. Außerdem fehlt es bei den Reserveoffizieren weniger an militärisch-theoretischem Wissen, das bei ihnen überhaupt nicht groß zu sein braucht, als an der praktischen Erfahrung. Daher wurde Herrn v. Einem von sozialdemokratischer Seite mit vollem Recht entgegengehalten, daß das beste Mittel zu einer besseren Ausbildung der Reserveoffiziere die Beseitigung des Privilegiums zum Einjährigfreiwilligendienst sei. Solange der Paradedrill und Einschlägiges in der deutschen Armee üblich ist, ist die aktive Dienstzeit, die der Reserveoffizier ableistet, tatsächlich viel zu kurz, um ihn nur halbwegs zum gewandten Truppenoffizier zu machen. Wer bei der Zunft war, weiß ja, welch bedauernswerte Rolle die Herren infolge ihrer aus dem Mangel an Praxis entspringenden Unsicherheit manchmal spielen.

Aber die Meinung der Sozialdemokraten in der Budgetkommission war selbstverständlich belanglos. Und daher wurden mit einem Schlage 196 militärische Sinekuren geschaffen. Unglückliches Land, auf dem eine solche „Volksvertretung“ lastet!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Die Wirkungen der neuen Handelsverträge.

Konservative und nationalliberale Blätter behaupten, daß durch die verhältnismäßig günstige Wirtschaftslage des letzten Jahres die zur Zeit der Kämpfe um die Bülowschen Handelsverträge von sozialdemokratischer und freisinniger Seite aufgestellte Behauptung, die neuen Verträge würden die deutsche Wirtschaftsgestaltung in schädlicher Weise beeinflussen, als völlig grundlos erwiesen werde. Aus der bloßen Tatsache, daß seit dem Inkrafttreten der neuen Handelsverträge am 1. März vorigen Jahres in dem Anwachsen des deutschen Außenhandels und den guten Geschäftsverhältnissen kein Umschwung eingetreten ist, sondern die gute Konjunktur weiter angehalten hat, folgern diese Zeitungen ohne weiteres, daß alle früher ausgesprochenen Befürchtungen widerlegt und abgetan seien. Ja einige Blätter sind noch einen Schritt weiter gegangen; sie haben die günstige Geschäftslage des vorigen Jahres einfach als eine Folge der neuen Handelsverträge hingestellt. Das ist eine recht seltsame Folgerung, denn die wirtschaftliche Prosperität und Depression hängt nicht nur von den Handelsverträgen ab, sondern von einem Zusammenwirken sehr verschiedener wirtschaftlicher Faktoren, wie wir denn auch unter den Caprivischen Handelsverträgen nacheinander Perioden höchsten Aufschwunges und eines tiefen Druckes erlebt haben. Und es ist selbstverständlich, daß wenn alle anderen Faktoren dem Aufschwunge günstig sind, schlechte Handelsverträge allein die Richtung nicht zu ändern vermögen. Ganz richtig sagt in einer Betrachtung über Deutschlands Stellung im Welthandel die „Frkf. Ztg.“:

„Zunächst ist es heute überhaupt noch viel zu früh, über die Wirkung der neuen Zollpolitik ein abschließendes Urteil zu fällen, oder gar zu erwarten, da es nun im deutschen Gewerbe sofort anfange, rückwärts zu gehen. So groß ist die Bedeutung von Handelsverträgen im Vergleich zu den übrigen Faktorrn des Wirtschaftslebens doch nicht und so starke Wirkungen, wie sie von den Schutzzöllnern zum Beweise der Schädlichkeit der Handelsverträge sofort verlangt zu werden scheinen, können sich nicht von heute auf morgen abrupt vollziehen, sondern sie können erst nach und nach in Erscheinung treten. So haben auch die Caprivischen Handelsverträge Jahre gebraucht, um die üble Lage zu überwinden, in die Deutschland mit der auf dem toten Punkt angelangten Schutzpolitik des großen Empirikers Bismarcks geraten war. Erst 1895 setzte damals der Aufschwung von Handel und Gewerbe ein, der in beispielloser, stetiger Entwickelung bis 1905 den deutschen Außenhandel verdoppelt hat. In der gleichen Weise ist die günstige Konjunktur der Jahre 1905/06, auf welche die Schutzzöllner sich jetzt berufen, in ihrem Entstehen zurückzudatieren in die Zeit der Caprivischen Verträge. Noch unter diesen hat sich die bis jetzt beobachtete Gunst der Lage entwickelt, und zwar so kräftig, daß die Schäden der Bülowschen Verträge in der Hochkonjunktur zunächst kaum zum Vorschein kamen, sondern von ihrem Glanz noch ganz überdeckt wurden. Der Welthandel erlebte einen Aufschwung, der alle früheren günstigen Jahre weit hinter sich ließ.“

Den Beweis dafür, daß es sich bei dem jetzigen Aufschwung um andere Ursachen, als um Handelsverträge handelt, beweist die Tatsache, daß die Prosperität sich im vergangenen Jahre fast über alle Kulturländer erstreckte und daß daran andere Staaten, die ihre Zolltarife nicht geändert haben, noch weit stärker partizipieren, als Deutschland. So betrug z. B. die Steigerung:

	der Einfuhr		der Ausfuhr	
in	Mill. Mark	Proz.	Mill. Mark	Proz.
Deutschland	722,2	10	393,5	7
Großbritannien	721,0	7	931,2	14
Frankreich	444,4	12	225,5	6
Oesterreich-Ungarn . . .	78,1	4	123,1	7
Ver. Staaten von Amerika	594,1	12	727,8	11

Danach hat also Deutschland seine Ausfuhr nur um 7 Proz., die nordamerikanische Union hingegen ihren Export um 11 Proz. und England gar den seinigen um 14 Proz. gesteigert. Gerade England hat also am besten abgeschnitten, trotz der Tatsache, daß in den letzten beiden Jahren verschiedene Länder ihre Zollschranken erhöht haben und von diesen Erhöhungen viele der englischen Ausfuhrwaren betroffen worden sind.

Über die Wirkung der Bülowschen Handelsverträge läßt sich also erst dann sprechen, wenn eine Reihe von Jahren verstrichen sein und wenn die deutsche Wirtschaft die nächste Krise überstanden haben wird.

Für die neuen Steuern, die zur Deckung des trotz der vorjährigen „Reichsfinanzreform“ vorhandenen und noch im Wachsen begriffenen Reichsdefizits dienen sollen, wird offiziös bereits Stimmung zu machen versucht durch Aufzählung der dem Reiche bevorstehenden Ausgabenvermehrungen. Die „Berl. Pol. Nachr.“ geben darüber folgende Übersicht: „Hierhin gehört zunächst die Neuregelung der Beamtenbesoldungen, die ja noch kurz vor dem Beginn der Osterferien im Reichstage in Aussicht gestellt ist. Dahin gehört weiter die Regelung des Wohnungsgeldzuschusses, die einer gesetzlichen Bestimmung gemäß in der nächsten Reichstagstagung vorgenommen werden muß. Aber dies sind nicht die einzigen Geldmittel erheischenden Neuerungen. Man wird sich erinnern, daß schon zweimal eine Entlastung des Invalidenfonds durch Übernahme von eigentlich auf ihn entfallenden Ausgaben in den ordentlichen Reichsetat erfolgt ist. Die Summe, die ihm dadurch abgenommen worden ist, beläuft sich im Etatsentwurfe für 1907 auf rund 21 Millionen Mark. Trotzdem wird der Reichsinvalidenfonds in naher Zeit aufgebraucht sein. Die Jahre, die er noch vorhalten wird, kann man an den Fingern einer Hand abzählen. Er hat gegenwärtig einen Bestand von etwa 150 Millionen Mark. Für 1907 ist zur Deckung der auf ihn noch angewiesen gebliebenen Ausgaben seine Verkürzung um rund 35 Millionen Mark vorgesehen. Sobald der Fonds aufgebraucht sein wird, wird seine Belastung auf den allgemeinen Etat ganz übernommen werden müssen. Des weiteren ist in dem schon erwähnten Reichsfinanzreformgesetz vom 3. Juni 1906 bestimmt, daß vom Rechnungsjahr 1908 ab die Reichsanleiheschuld jährlich mit $^{3}/_{5}$ v. H. zu tilgen ist. Soll diese Tilgung nicht zur Farce werden, d. h. soll nicht ein Teil der Schuld getilgt werden dadurch, daß eine neue eingegangen wird, so wird dafür zu sorgen sein, daß, wie dies im preußischen Budget der Fall ist, Mittel für die Schuldentilgung vorhanden sind. Bei einer Schuld von über $3^{1}/_{2}$ Milliarden Mark handelt es sich auch bei dieser Tilgung nicht um eine Bagatelle. Dazu kommt, daß aus früheren Gesetzen, so aus dem Flottengesetz, noch für längere Jahre Mehrausgaben erwachsen. Die Zinsen der Reichsschuld werden sich vorläufig auch noch von Jahr zu Jahr steigern. Andere Etatsposten, wie der Allgemeine Pensionsfonds, haben gleichfalls einen expansiven Charakter. Kurz, darüber, daß die Ausgaben sich bedeutend erweitern werden, kann kein Zweifel herrschen. Man könnte höchstens überlegen, ob die Ausgabeerhöhung durch die natürliche Einnahmesteigerung würde ausgeglichen werden können. Auf diese Frage gibt ein Blick in die letztjährigen Etats Auskunft. Für 1906 ist danach mit einem ungedeckten Matrikularbeitrag von einigen 80, für 1907 mit einem solchen von einigen 60 Millionen Mark gerechnet. Selbst wenn die Summe für 1907 im Reichstage noch etwas verringert werden sollte, so kann doch eine solche Finanzlage nicht die Hoffnung aufkommen lassen, daß ohne eine neue Finanzreform noch lange auszukommen sein wird. Wie die Reform durchzuführen sein wird, ist eine andere Frage. Vorläufig wird man festzustellen haben, wie groß

die Mittel zur Deckung der neuen notwendigen Ausgaben sein müssen. Dann wird man an die Aufstellung der Pläne zu ihrer Herbeischaffung gehen." — Die Steuerleistungen der deutschen Bevölkerung sind nicht nur in absoluter Zahl, sondern auch pro Kopf unausgesetzt rapid gestiegen, so daß die daraus erzielten Einnahmen im Verhältnis zur Bevölkerungszahl viel größer sind als früher. Trotzdem kommt das Reich aus dem Dalles nicht heraus, obwohl es bei Ausgaben für wirkliche Kulturaufgaben sehr karg ist. Die wachsenden Riesensummen werden in immer höherem Maßstabe vom Land- und Wassermilitarismus und von der unglücklichen Kolonialpolitik weggefressen. Soll die steuerliche Leistungsfähigkeit des Volkes nicht völlig zur Erschöpfung gebracht werden, so muß auf diesen Gebieten gespart werden. Und da ließe sich ein Erkleckliches erübrigen. Daran denken aber die Regierungen nicht.

Das Vaterland ist gerettet. Der Anarchistenkongreß, der Ostern in Mannheim tagen sollte, ist polizeilich aufgelöst worden. Nach einer anderen Meldung kam die Polizei erst hinzu, als der Kongreß sein Ende erreicht hatte. Dr. Friedeberg und Karfunkelstein sollen wegen Vergehens gegen das badische Vereinsgesetz verhaftet worden sein.

Die Abrüstungsfrage will England nach einer Mitteilung an die russische Regierung auf der Friedenskonferenz zur Sprache bringen. Leider ist keine Aussicht vorhanden, daß durch diese Besprechung die Abrüstung auch nur um ein Iota gefördert wird.

Die Neuwahlen zum bayerischen Landtage finden am 31. Mai statt.

Die Einschränkung der Majestätsbeleidigungsprozesse soll bekanntlich auf gesetzlichem Wege herbeigeführt werden. Wie jetzt in verschiedenen Blättern berichtet wird, sind die Beratungen über das in der Thronrede angekündigte Gesetz über die Verfolgung der Majestätsbeleidigungen im Schoße der Reichsregierung nunmehr abgeschlossen. Der Gesetzentwurf wird voraussichtlich bald den Bundesrat beschäftigen, demgemäß auch während der laufenden Session dem Reichstage zugehen. — Wir warten ab, was der Gesetzentwurf bringen wird, bleiben aber der Meinung, daß nur auf einem Wege dem Überhandnehmen der Majestätsbeleidigungsprozesse wirksam begegnet werden kann: durch Abschaffung des Majestätsbeleidigungsparagraphen.

Wie das Handwerk gerettet wird. Das erzählt in der „Berliner Volkszeitung" recht lehrreich ein Handwerksmeister an der Hand des Etats der Berliner Handwerkskammer. Er sagt:

> An Beiträgen sind 87 973 Mark etatisiert. Durch die Gesellenprüfungen kommen ein: 7000 Mark, durch die Meisterprüfungen 12 000 Mark. Auch diese Summen werden vom Handwerk (von Gesellen und Meistern) getragen. Das macht zusammen 87 973 + 7000 + 12 000 = 106 973 Mark, die dem zum Bezirk der Berliner Handwerkskammer gehörigen Berufsgenossen für ein Jahr als Steuern auferlegt werden.
>
> Und wie wird dieses Geld angewendet? Was wird dafür geleistet? Nun, der größte Teil geht lediglich wieder drauf für bureaukratische beziehungsweise Verwaltungszwecke. An Besoldungen werden allein 49 100 Mark ausgegeben! Dazu kommt die Mietsentschädigung für die angestellten acht (!) Beamten im Betrage von 3540 Mark und ein Pensionsbetrag von 4000 Mark. Für die Geschäftsräume werden 6400 Mark gezahlt und der Bureauaufwand beträgt 10 350 Mark. Das macht zusammen 73 390 Mark für den bureaukratischen Apparat! Doch damit ist es noch nicht genug an Verwaltungskosten! Als Entschädigungen für die Vorstandsmitglieder (um „persönliche Ausgaben" handelt es sich hier) kommen 4650 Mark in Betracht; an Reisekosten und Tagegeldern sind 8550 Mark angesetzt, und nochmals für Reisen im „Interesse der Kammer" 4700 Mark, macht zusammen 15 900 Mark für Diäten und Reisekosten, so daß mit den bereits berechneten bureaukratischen Ausgaben mehr als 90 000 Mark draufgehen! Man wird mir zugeben: Die Unterhaltung der Berliner Handwerkskammer ist kein billiges Vergnügen! Im wesentlichen wird das Geld durch Beiträge und Prüfungsgebühren nur aufgebracht, um einen großen Beamtenstab zu unterhalten! Demgegenüber nimmt es sich beinahe komisch aus, wenn unter den Ausgaben der kleine Posten auftaucht: 4858 Mark zur „Förderung des Handwerks".

Auf ähnliche Weise wird überhaupt das Handwerk „gerettet". Wir wollen nur an die Zwangsinnungen erinnern, die im Grunde genommen auch nur für die Katz', aber nicht zum Nutzen der Handwerker sind. Doch — ein Teil unserer Handwerker ist von solchen Einrichtungen wie hypnotisiert und sieht nicht ein, daß eine Handwerksretterei in der Praxis sich zum Schindluderspiel mit den Handwerkern gestaltet hat.

Rußland.

Das sieht ihm ähnlich. Pobjedonoszews Testament enthält als Legat große Summen zur Erbauung neuer Gefängnisse.

Eine Sensationsnachricht? Aus St. Petersburg erhält der „Temps" die Alarmnachricht über einen in Finland vorbereiteten neuen Aufstand. Ein Armeekorps werde auf dem Seeweg, ein zweites Armeekorps auf dem Landwege nach Finland gesandt, und zwar gleich beim Eintritt der besseren Jahreszeit. Der Korrespondent meldet weiter bedenkliche Symptome der in der Armee herrschenden Stimmung. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Reitergarde hätten eine geheime Versammlung abgehalten. — Dieser alarmierenden Nachricht ist wohl wenig Glauben beizumessen.

Aus der Duma. Am gestrigen Tage brachte Finanzminister Kokowzow das Budget ein. Seine Rede wurde schweigend, jedoch ohne Widerspruch aufgenommen. Der Minister erklärte, im allgemeinen mit dem Budget auszukommen. Zuschüsse seien nötig für die Kriegs-, Eisenbahn- und Notstandsbudgets. Am Schlusse seiner Rede ermahnte Kokowzow die Duma, mit dem Budget nicht Parteipolitik, sondern Finanzpolitik zu treiben und ruhig und sachgemäß die Regierungsvorlagen zu prüfen. Nach dem Finanzminister sprach der frühere Landwirtschaftsminister Kuttler (Kadett) zum Budget; derselbe warf dem Budget Mangel an Wahrheit vor. Dasselbe weise große Lücken auf. Es sei Pflicht der Duma, ihre Rechte durchzusetzen und eine Finanzreform durchzuführen. Ihm antwortete der Finanzminister, sowie Stolypin. Die Redner der äußersten Linken griffen das Budget und die Regierung in scharfen Worten an. Hierauf erfolgte Schluß.

Als Mörder des Dr. Jollo hat sich der Petersburger Hausbesitzer Torozaw selbst bezeichnet. Über die Motive seiner Tat verlautet noch nichts.

Rumänien.

Vom Bauernaufstand wird offiziös (die Telegrammzensur hindert eine schnelle private Berichterstattung) gemeldet, daß er in der Abnahme begriffen sei. Eine Depesche vom 31. März sagt: Aus der Moldau werden Unruhen aus Putna gemeldet. Aus der Walachei werden mehrfach Plünderungen, Zusammenstöße und Brandstiftungen gemeldet. In Langa Patulele sind bei Zusammenstößen eine Anzahl Bauern getötet und verwundet worden. In dem Mittelpunkte der Revolte, in Galicea, sind sämtliche Führer des Aufstandes gefangen genommen worden. Die Gemeinden Hurezani und Pegeni befinden sich im vollen Aufruhr, Militär ist dort eingetroffen. Die Bezirke Blasca, Cowurlin und Romanati sind vollkommen ruhig. Zahlreiche Führer sind verhaftet worden. In dem ganzen Lande ist Schneefall eingetreten, durch den der Eisenbahnverkehr gehemmt ist. Auch Überschwemmungen werden aus einzelnen Donaugemeinden gemeldet. — Von demselben Tage wird noch telegraphiert: Die Lage in der Moldau bessert sich dauernd, auch in der Walachei ist eine merkliche Besserung eingetreten. Die Hauptbanden sind vernichtet; die Rebellen liefern überall, wo Truppen hinkommen, die Führer aus, bitten um Gnade und geben die gestohlenen Gegenstände zurück. Die einberufenen Reservisten, welche sich den Banden anschlossen, kehren wieder zu ihren Regimentern zurück. In den Bezirken von Braila, Gorj und Jalomita herrscht vollständige Ruhe.

Die Machtprobe der Holzindustriellen

ist geeignet, das lebhafteste Interesse der gesamten Arbeiterschaft hervorzurufen. Wie bekannt, sind die Differenzen entstanden, weil die im Arbeitgeberschutzverband der Holzindustriellen vereinigten Unternehmer verlangten, die Berliner Holzarbeiter sollten in einen dreijährigen Tarifabschluß einwilligen, der absolut keine nennenswerte Verbesserung für die Arbeiter enthielt, während die Arbeiter eine Verkürzung der Arbeitszeit von 52 auf 50 Stunden wünschten. Die Arbeiter verlangten, daß ihre Vorschläge dem Einigungsamt des Gewerbegerichts unterbreitet würden, die Berliner Unternehmer aber warfen einfach 7000 Holzarbeiter auf die Straße! Man wollte den Kampf! Als man merkte, daß die Berliner Holzarbeiter trotzdem nicht zu Kreuze krochen, erfolgten die brutalen Aussperrungen von Kiel, Burg und in einer Reihe von Orten Tarifkündigungen und weitere Aussperrungsandrohungen. Die Aussperrungen in Kiel und Burg charakterisieren sich als schofle Vertragsbrüche, da in beiden Orten feste Tarifabmachungen bestanden. Inzwischen sind ja auch die wahren Absichten der Holz-Scharfmacher zu Tage getreten. Aus dem in unserer letzten Nummer veröffentlichten Bericht über die Düsseldorfer Meisterversammlung gehen sie zur Genüge hervor. Ein Scharfmacherblatt, die „Deutsche Zeitung", schreibt ganz offen mit Bezug auf die Holzarbeiteraussperrung:

> „Die Arbeitgeber haben den Terrorismus der Sozialdemokratie satt und sind entschlossen, zu fechten. Es wird ein Kampf bis aufs Messer werden, von dessen Ausgang außerordentlich viel abhängen wird, nicht nur für die weitere Entwicklung der wirtschaftlichen Machtfaktoren der eigenen Industrie, sondern für den gesamten Kampf gegen den wirtschaftlichen und letzten Endes — politischen Terrorismus der Sozialdemokratie. Man ist auf seiten der Arbeitgeber gut gerüstet, hat sich nicht nur mit den Arbeitervereinigungen der Holzindustrie verständigt, sondern auch mit den Verbänden des Baugewerbes und vor allem der Metallindustrie. Das Ziel ist die Niederwerfung des sozialdemokratischen Holzarbeiterverbandes. Die Nutzanwendung auf weitere sozialdemokratische „freie Gewerkschaften" im Falle des Erfolges liegt nahe genug." Die Sozialdemokratie habe ja bei den letzten Wahlen eine schwere Niederlage erlitten, jetzt gelte es, die Gewerkschaften niederzuzwingen."

Das ist deutlich. Die Holzarbeiter sind sich auch vollkommen darüber klar, daß es sich um einen schweren Kampf handeln wird und daß sie hier allem Anschein nach den Vorkampf für die gesamte Arbeiterschaft zu führen haben werden. Ob es lange dauern wird, bis auch die Arbeiter der anderen größeren Verbände in Mitleidenschaft gezogen werden, steht dahin. Jedenfalls heißt es auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Sehr zutreffend bemerkt die „Holzarbeiterzeitung", daß in diesem ungleichen Kampfe nur siegen wird, wer die disziplinierte sten, kampfesfreudigsten und opferwilligsten Kämpferscharen in die Kampffront zu stellen hat.

Der „Sächs. Arb.-Ztg." wird noch von Arbeitgeberseite geschrieben: „In Berlin hatte am 12. Januar ein Teil der Unternehmer des Arbeitgeberschutzverbandes ihre Arbeiterschaft ausgesperrt, um sie zur Annahme eines für die Gehilfenschaft ungünstigen Vertrages zu zwingen. Da die Großindustriellen infolge ihrer prinzipiellen Stellungnahme zu den Verträgen und aus sonstigen Gründen sich nicht vor den Wagen des Schutzverbandes spannen ließen und auch ein Teil der Kleinmeister nicht mitmachte, so brachte die Aussperrung dem Schutzverband nicht den gewünschten Erfolg . . . Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß die Leiter der Aussperrung alles versuchen müssen, um die Arbeitgeber zusammenzuhalten. Die dabei angewendeten Mittel bedeuten für einen Teil der Meister den späteren Ruin. Unterstützung ist bisher nur in wenigen Fällen zur Auszahlung gelangt. Die in Bedrängnis geratenen Meister erhalten einen Wechsel, den sie in Umlauf setzen können. Die Einlösung dieses Wechsels durch die ausstellende Person hängt ganz von den bei Beendigung der Aussperrung vorhandenen Geldmitteln ab. Eine sehr unsichere Geschäftsmanipulation! Von der Aussperrung zurücktretende Meister müssen jedoch den Wechsel auf alle Fälle selbst einlösen. Diese Bestimmung wird manchem Meister zum Verhängnis.

In einer Versammlung der Dresdener Tischlerzwangsinnung kam es denn auch schon zu Differenzen. Eine Arbeitgeberkommission erstattete Bericht über die mit den Gehilfen gepflogenen Verhandlungen. Es rief Befriedigung hervor, daß über die wesentlichsten Fragen bereits eine Einigung erzielt worden sei. Die Versammlung war in der Mehrzahl der Ansicht, daß der Normallohn der Bau- und Möbeltischler der gleiche sein müsse und gab der Kommission Vollmacht, sich über die Höhe des Normallohnes zu verständigen. Besonderen Eindruck machten die Ausführungen des Tischlermeisters Weinhold, daß in beiderseitigem Interesse die Verhandlungen fortzuführen und eine Einigung anzustreben sei. Das paßte jedoch den Vertretern des Schutzverbandes nicht, denn ihre Anweisungen von Herrn Rahardt in Berlin gingen darauf hinaus, unter allen Umständen die Aussperrung zu provozieren. Die Diskussion führte zu einem heftigen Meinungsstreit. Maßgebendste, ältere und angesehene Meister warnten vor einer Aussperrung und meinten, da die Gehilfen keine Forderungen stellen, so müsse es doch bei gutem Willen möglich sein, eine Einigung zu erzielen um die das gesamte Gewerbe schädigende Aussperrung zu vermeiden. Trotzdem gelang es den Sprechern des Schutzverbandes, in der lebhaft erregten Versammlung eine Resolution zur Annahme zu bringen, wonach ohne einen Vertrag vom 1. April an die Gehilfen auszusperren sind. Hierzu wird jedoch mitgeteilt, daß ein großer Teil der Dresdener Tischlermeister den bestehenden Vertrag mit den Gehilfen verlängert hat und somit zur Aussperrung nicht mehr verpflichtet ist. Die Dresdener Gehilfen nahmen in einer polizeilich gesperrten Versammlung im „Trianon" Stellung zu der gegenwärtigen Situation. Einstimmig wurde folgende Resolution angenommen: „Die Versammlung beschließt, zu weiteren Verhandlungen bereit zu sein, doch ruhig abzuwarten, bis solche von den Herren Arbeitgebern wieder gewünscht werden." Gegen 7 Stimmen gelangte noch ein Antrag zur Annahme, wonach in der ersten Aussperrungswoche auf eine Unterstützung verzichtet wird.

Die Leipziger Holzarbeiter nahmen am Donnerstag abend in einer Massenversammlung zur Situation Stellung. Wie auch in den Branchenversammlungen wurde einstimmig beschlossen, auf der von den Unternehmern geforderten Grundlage einen Vertrag nicht abzuschließen. Damit ist die Aussperrung in Leipzig perfekt.

In Dresden sind in den fraglichen Betrieben der Bau- und Möbeltischlerei zirka 1550 Gehilfen beschäftigt. Von diesen haben sich bis Sonnabend vormittag 64 Betriebe mit 942 Gehilfen gegenseitig verständigt, weder auszusperren noch Forderungen zu stellen. Unter diesen Betrieben befinden sich die renommiertesten Firmen von Dresden und Umgegend. Der Vorstand des Berliner Schutzverbandes hat nun für Dresden zum 3. April eine Arbeitgeberversammlung einberufen. Wahrscheinlich wird man versuchen, die Verständigung wieder rückgängig zu machen.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 3. April.

Zuzug von Tischlern, Drechslern, Maschinen- und Hilfsarbeitern nach Lübeck ist strengstens fernzuhalten.

Die Streikleitung.

Arbeiter, Parteigenossen, rüstet zur Maifeier! In der Zeit der erwachenden Natur begehen wir das Maifest der Arbeit, das Fest, bei welchem wir uns geloben, unentwegt zu kämpfen für den Völkerfrühling, für eine bessere Weltordnung, die auch den Arbeiter als einen gleichberechtigten freien Menschen anerkennt. Gegenwärtig ist das Scharfmachertum überall bemüht, mit unerhörter Brutalität gegen die organisierte Arbeiterschaft vorzugehen. In Hamburg wurden tausende von braven Familienvätern ausgesperrt, weil sie nicht hintereinander 36 Stunden lang tätig sein konnten und wollten. Der Arbeitgeberverband für das Schneidergewerbe warf in zahlreichen Städten ohne jeden Grund unter Tarifbruch die Gehilfen auf das Straßenpflaster. In anderen Gewerben macht sich ebenfalls der Unternehmerhochmut fühlbar.

Die politische Vertretung der Arbeiterschaft, die Sozialdemokratie, wird von den Gegnern mit den allerschmutzigsten Mitteln der Lüge und Verleumdung bekämpft.

Da ist es Pflicht aller denkenden Arbeiter, am 1. Maitage zu zeigen, daß sie unbekümmert um alle Angriffe und Vergewaltigungen bereit sind, einzutreten für die wirtschaftliche und soziale Hebung des Volkes, für eine bessere Zukunft.

Noch vier Wochen sind es jetzt bis zum 1. Mai. Vier Wochen Frist also zum Rüsten. Wir können auf unsere letzten Maifeiern stolz sein und wir lassen sie uns von den Gegnern nicht verkleinern.

In diesem Jahre muß die Beteiligung an der Maifeier ganz besonders imposant werden. Darum: Rüstet zur Feier des ersten Mai!

Politik und Kriegervereine. Obwohl die Kriegervereine sich nach ihren Satzungen nicht mit Politik beschäftigen dürfen, so sehen sie doch anscheinend ihre Hauptaufgabe in der Bekämpfung der Sozialdemokratie. Dafür bedarf es eigentlich des Beweises nicht mehr, denn hier handelt es sich um eine feststehende Tatsache. In Lübeck erscheint, bei Kamerad Heise gedruckt, periodisch ein Nachrichtenblättchen für die Krieger- und Kameradschaftsvereine, das zwar wie ein Veilchen im Verborgenen blüht, aber trotzdem an Großsprecherei und bombastischen Phrasen ganz erkleckliches leistet. So kann man in der letzten Nummer dieses Papiers folgendes lesen:

> „Nicht eher kann es für den Sieger ein Ausruhen geben, als bis der Feind auch den letzten Mann, das heißt im Wahlkampf nicht nur das letzte Mandat, sondern sogar die letzte Stimme der Wähler verloren hat. Solange der Besiegte noch lebt, solange er noch handlungsfähig ist, kann er immer noch Reserven heranziehen, und lassen wir ihm Zeit sowie Muße, sich zu sammeln und neue Stellungen zu nehmen, so müssen wir von neuem mit schweren Opfern erkaufen, was uns als reife Frucht in den Schoß fällt, wenn wir den Sieg durch immerwährende, eifrige Verfolgung unserer nationalen Ziele krönen. Die Sozialdemokratie wird ihre Truppen drillen, denn schon bei den Nachwahlen will sie verlorene Posten wiedererobern. Das darf nimmermehr geschehen, denn das wäre eine Schmach für die sieggekrönten Wähler der nationalen Parteien, aber es wird und muß so kommen, wenn nicht auch die Patrioten ihre Truppen drillen. Der Sozialdemokratie gegenüber gibt es keinen Frieden, ja nicht einmal einen Waffenstillstand. Der Ausfall der Wahlen vom 25. Januar und 5. Februar ist ja nur ein einziger Schritt vorwärts, und wie viele müssen wir noch tun, ehe der Reichstag das Staatsschiff einstimmig in das Fahrwasser des deutschen Ruhmes, der deutschen Ehre und des deutschen Ansehens lenkt. Also seien wir dem inneren Feinde gegenüber wachsam, geben wir uns keine Blöße, aber sehen wir zu, daß wir seine Schwächen erkennen, um dann mit wuchtigen Hieben und mit einem

Angriff von unwiderstehlicher Gewalt einzusetzen. Das schulden wir uns, das schulden wir dem Vaterlande, das schulden wir unserem heißgeliebten Kaiser, der uns ein weithin leuchtendes Vorbild ist in seiner glühenden Vaterlandsliebe und in seiner nimmermüden Arbeit, das deutsche Volk, sein über alles geliebtes deutsches Volk, in friedlichem Wettbewerb auf den höchsten Gipfel des Ruhmes zu führen."

Man hat unwillkürlich das Gefühl, als ob die phrasenhafte „Begeisterung", welche aus diesen Ausführungen herausklingt, nicht ganz alkoholfrei wäre. Der Sozialdemokratie den Garaus zu machen, ihr die letzte Stimme und den letzten Wähler abzunehmen, das also soll die Aufgabe der Kriegervereine sein. In den Satzungen steht allerdings nichts darüber zu lesen. Wundervoll klingt der blühende Blödsinn von dem Reichstag, der „einstimmig das Staatsschiff in das Fahrwasser des deutschen Ruhmes lenken soll." Wir meinen, daß aufgeklärte Arbeiter, die ihre militärische Dienstzeit hinter sich haben, sich selbst und ihrer Ehre schaden, wenn sie den kameradschaftlichen Vereinen beitreten, die unter der Maske politischer Neutralität die Bekämpfung und Beschmutzung der Arbeiterpartei betreiben und in widerlichem Byzantinismus vor allen „Vorgesetzten" ersterben.

Vaterlandslos. Man schreibt uns: M. Schn. ist vor 32 Jahren in Kopenhagen geboren, nach ein paar Monaten nach Lübeck gekommen und von einem Lübecker Staatsangehörigen adoptiert worden, was damals (1880) zirka 25 Mk. gekostet hat. Die Mutter war eine Schwedin. Jetzt will Frl. Sch. heiraten; ihr Bräutigam ist ein Preuße. Vor dem Standesamt wurde ihr erklärt, daß sie in Lübeck keine Heimat hat, und deshalb seien aus Dänemark Papiere herbeizuschaffen. Bald darauf wurde hiervon jedoch abgesehen, und Papiere aus Schweden verlangt. Dieselben wurden auch mit einem Kostenaufwand von 5,60 Mk. beigebracht; nunmehr wünschte das Standesamt aber wieder dänische Papiere. Das Mädchen ist also 32 Jahre in Lübeck, und trotzdem heimatlos, obwohl ihr Adoptivvater Lübecker Staatsangehöriger ist. Nette Zustände! (Wir meinen auch, daß bei etwas weniger Bureaukratismus und mehr Entgegenkommen sich die Sache hätte sehr vereinfachen lassen. Red.)

Schwarze Listen versenden die Kieler Glasermeister, die ihre Gesellen ausgesperrt haben, auch an die hiesigen Arbeitgeber des Glasergewerbes. Die Listen enthalten 43 Namen. Gegen diesen Terrorismus hat natürlich die bürgerliche Presse nichts einzuwenden, trotz des bekannten Kaiserwortes: Schwerste Strafe demjenigen, der andere an freiwilliger Arbeit hindert.

Verlegt worden ist die Nacht-Polizeiwache, welche sich bisher im Hause Schwartauer Allee 201 befand, nach Schwartauer Allee 78.

Straßensperren. Wegen vorzunehmender Kabelverlegungsarbeiten ist die zwischen dem Rathause und dem Kanzleigebäude befindliche Durchfahrt von der Breitestraße nach dem Marienkirchhof am Donnerstag, den 4. April cr. für den Fuhrwerksverkehr gesperrt. — Wegen vorzunehmender Straßenbauarbeiten wird die Strecke der Straße an der Nordwestseite des Wilhelmtheaters, von der Bäckerstraße bis zur Straße „am Brink" von Mittwoch, den 3. April 1907 ab bis auf weiteres für den Fuhrwerksverkehr gesperrt.

Achtung, Schuhmacher! Da die Kollegen in Lüneburg, Harburg-Wilhelmsburg den Arbeitgebern Lohnforderungen unterbreitet haben, so ersuchen wir, diese Orte zu meiden.

Zur Aussperrung der Schneider ist nichts Neues zu melden. Bemerkenswert ist es — wenn auch nicht verwunderlich —, daß die hiesige bürgerliche Presse, einschließlich des „General-Anzeigers", einen Waschzettel des Arbeitgeberverbandes für das Schneidergewerbe zum Abdruck bringt, in welchem die unter Tarifbruch vorgenommene Aussperrung der Gehilfen zu beschönigen versucht wird. Schneidergehilfen, die unter diesen Umständen ihre eigenen Gegner durch Abonnementsgelder unterstützen, verdienen die Ohrfeigen, welche die Unternehmerblätter ihnen zu verabfolgen suchen.

Arbeitersekretariat. Die Zahl der Besuche belief sich im Monat März auf 668 (705), die der Besucher auf 721 (760). — Die eingeklammerten Zahlen sind die des vorvergangenen Monats. — Davon kamen in derselben Sache wiederholt 90 Personen. Auskünfte wurden erteilt 698 (743), darunter nach auswärts schriftlich 22 (15). Von den Besuchern waren organisiert 380 (424) Personen, und zwar gewerkschaftlich 220, politisch 14, gewerkschaftlich und politisch 146. Unter den verbleibenden 335 Nichtorganisierten befinden sich 99 Angehörige von Organisierten und 115 Organisationsunfähige. Dem Geschlecht nach waren von den Besuchern 518 (580) männlich, 197 (180) weiblich. Den Hauptgruppen nach verteilen sich die Besucher wie folgt: Arbeitnehmer und deren Angehörige 641 (670); selbständige Gewerbetreibende, Beamte 2c. und deren Angehörige 74 (90); Organisationen 6 (0). In Lübeck-Stadt hatten von den Besuchern 566 (621) Personen ihren Wohnsitz, in Lübeck-Land 39 (36), Oldenburg 57 (54), Mecklenburg 27 (26), Preußen 31 (20) und sonstwo 1 (3). Die Auskünfte verteilen sich wie folgt: Arbeiterversicherung (Unfall-, Invaliden- und Krankenversicherung 170 (198), Arbeits- und Dienstvertrag 83 (106), bürgerliches Recht 287 (280), Strafrecht 37 (49), Gemeinde- und staatsbürgerliche Sachen 66 (71), Arbeiterbewegung 1 (4), Privatversicherung 9 (7), Handels- und Gewerbesachen 9 (7), Verschiedenes 36 (21). Von den Auskünften machten 125 (129) die Anfertigung von 137 (144) Schriftsätzen erforderlich; außerdem gingen aus 44 (50) sonstige Briefe und Postkarten. Ein gingen 123 (137) Postsendungen. Der 19. März zeigte mit 42 (53) die höchste, der 20. März mit 12 (6) die niedrigste Besucherzahl.

Handelsregister. Am 2. April 1907 ist die Kommanditgesellschaft in Firma Paul Schetelig u. Co. in Lübeck eingetragen. Der Kaufmann A. G. P. Schetelig in Lübeck ist persönlich haftender Gesellschafter und es sind zwei Kommanditisten bei der Gesellschaft beteiligt. Die Gesellschaft hat am 27. März 1907 begonnen.

Kontrollversammlung. Am Donnerstag, den 4. April 1907, vorm. 9 Uhr, für sämtliche Mannschaften der Infanterie (ausschließlich Krankenträger) der Jahresklasse 1896. Am Donnerstag, den 4. April 1907, vorm. 11 Uhr, für sämtliche Mannschaften der Infanterie (ausschließlich Krankenträger) der Jahresklasse 1897.

Die Benutzung der Straßenbahn war an den beiden Ostertagen eine sehr starke. Die alte Bahn beförderte 41 390 Personen, die Linie Marly-Bahnhof 6210.

Kokspreise. I. Für den Platzverkauf auf beiden Gaswerken, morgens von 7 bis ½12 Uhr und nachmittags von ½2 bis ½6 Uhr. 1. Grobe Koks, ein Hektoliter 1,10 Mk., zwanzig Hektoliter und mehr à 1,05 Mk. 2. Zerschlagene Koks I, (nur auf Gaswerk II erhältlich) ein Hektoliter 1,45 Mk., zwanzig Hektoliter und mehr à 1,40 Mk. 3. Zerschlagene Koks II, ein Hektoliter 1,35 Mk., zwanzig Hektoliter und mehr à 1,30 Mk. II. Bei Lieferung frei ins Haus, in die Stadt und den inneren Wegebezirk der Vorstädte, durch die Firmen Bernhöft u. Wilde, Fischergrube 75, und Heinrich Diestel, Mühlenstraße 62. 1. Grobe Koks, ein Hektoliter 1,20 Mk., zwanzig Hektoliter und mehr à 1,15 Mk. 2. Zerschlagene Koks I, ein Hektoliter 1,55 Mk., zwanzig Hektoliter und mehr à 1,50 Mk. 3. Zerschlagene Koks II, ein Hektoliter 1,45, zwanzig Hektoliter und mehr à 1,40 Mk.

Nationale Schweineseuche. Auf dem Gehöfte des Gärtners Pollitz hierselbst, Luisenstraße Nr. 15, ist die „Schweinepest" ausgebrochen. Der Schweinestall des Genannten ist unter Sperre gestellt.

Gegenmittel bei Lysolvergiftungen. Recht häufig bringt der Polizeibericht Kunde von tödlich verlaufenen Vergiftungsfällen mittels des Modegiftes Lysol. Es hätte aber wohl schon manches Menschenleben gerettet werden können, wenn im Publikum Mittel und Wege bekannt wären, wie man den verheerenden Wirkungen der Lysolvergiftung begegnen kann. Aus diesem Grunde gewinnt ein Vortrag an praktischer Bedeutung, den ein Berliner Arzt, Dr. Richard Friedländer, in der letzten Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft hielt, ein Vortrag, der weit über die wissenschaftlichen Fachkreise hinaus Beachtung verdient. Dr. Friedländer konnte durch zahlreiche, im Pharmakologischen Institut der Berliner Universität ausgeführte Tierversuche feststellen, daß Eiereiweiß und Fette, wie zum Beispiel Öl, Butter, in geringerem Grade auch Schweineschmalz, ausgezeichnete Gegenmittel gegen Lysolvergiftung sind. Kaninchen, denen eine absolut tödliche Dosis Lysol in den Magen eingeflößt wurde, und die nachher Fett oder Eiweiß erhielten, wurden dauernd am Leben erhalten, ohne ernste Krankheitserscheinungen zu zeigen. Dr. Friedländer empfiehlt daher dem Publikum folgende Verhaltungsmaßregeln: 1. Sobald ein Lysolvergifteter aufgefunden wird, ist für schleunigste, ärztliche Behandlung zu sorgen. 2. Bis zum Eintritt der ärztlichen Behandlung ist dem Verunglückten, vorausgesetzt, daß er noch schlucken kann, Öl, Butter oder Eiereiweiß in nicht zu geringer Menge einzuflößen. 3. Wasser oder wässerige Flüssigkeiten wirken sehr schädlich und sind daher streng zu vermeiden.

Das Continental-Olympia-Theater gibt gegenwärtig im Hansatheater eine Reihe von Gastspielen, die sich bisher eines außerordentlich starken Zuspruchs von seiten des Publikums zu erfreuen hatten. Als moderner Zauberkünstler vollführt Direktor Schenk eine ganze Serie der verblüffendsten Tricks, die scheinbar nur durch Hexerei möglich sind. So läßt er u. a. im „Kassenschrank der Familie Humbert" eine ganze Anzahl Personen verschwinden und „zaubert" andere an deren Stelle. Doch nicht nur als Hexenmeister tritt Direktor Schenk auf, sondern er erzielt auch reichen Beifall durch originelle japanische Silhouettenspiele. Das Programm weist außerdem noch eine Anzahl anderer Darbietungen auf, die ebenfalls lebhafte Anerkennung beim Publikum finden, so z. B. die wirklich sehenswerten lebenden Bilder, einen vorzüglichen Bauchredner mit seiner Automatengruppe „Die Adraiden", die unheimlichen „fidelen Geister" usw. Den Glanzpunkt des Ganzen bilden jedoch die imposanten Wasserspiele, in Verbindung mit hübsch gestellten Allegorien. Hier bekommt der Zuschauer ein so farbenprächtiges Bild zu sehen, wie es in Lübeck wohl noch nicht geboten wurde. Ein Besuch des Olympia-Theaters ist deshalb nur zu empfehlen.

Hamburg. Zur Aussperrung der Schauerleute. Die Zahl der Arbeitswilligen hat sich bis Sonnabend verringert. Es befanden sich auf den Kasernenschiffen 4620 Mann. Von diesen ist in den Festtagen auf 19 Schiffen am Tage gearbeitet worden. Nachts wurde nicht gearbeitet. Dienstag morgen sind 3988 Mann zur Arbeit gekommen, der Rest ist krank oder weigert sich zu arbeiten. Aus England sind keine und aus Deutschland nur wenige Arbeitswillige hier angekommen. Trotz der großen Zahl Arbeitswilliger mehren sich die Schiffe von Tag zu Tag. Wir hatten am Sonnabend 269 Dampfer und Dienstag 287 Dampfer und 58 Segelschiffe im Hafen. Eine so große Anzahl Schiffe ist im Hamburger Hafen noch nicht versammelt gewesen. Die sämtlichen Liegeplätze sind zwei- und dreifach mit Schiffen belegt. Wenn jetzt an den Schiffen flott gearbeitet würde, so würde manche Verkehrsstockung im Hafen eintreten. Montag war das englische Gesindel losgelassen. Eine große Anzahl Engländer, die in den Gottesdienst im Schuppen 75 sollten, begab sich nach Wilhelmsburg. Bald war eine regelrechte Schlacht im Gange, wobei das Messer eine Hauptrolle spielte. Im ganzen sind etwa 25 Engländer verletzt worden, wovon acht schwer, welche nach dem Eppendorfer Krankenhause gebracht wurden. Fünf Mann sind in den Ernst Augustkanal gesprungen. Zerschlagen und geschunden kamen fast alle an Bord der Schiffe zurück. Eine zweite Schlacht fand in der Kantine am Ellernholz zwischen englischen und deutschen Arbeitswilligen statt. Dort sind ebenfalls viele Verletzungen vorgekommen, darunter zwölf schwere. Die Schlacht wurde von etwa 60 Arbeitswilligen geliefert. Eine dritte Schlacht erfolgte auf dem Kasernenschiffe „Cobra". Dort drangen die Arbeitswilligen mit Messern gegenseitig auf sich ein. Auch hier sind eine ganze Anzahl Verletzungen vorgekommen, darunter zwei schwere. Ein weiteres Gefecht erfolgte auf dem Kasernenschiffe „Schaumburg". Dort waren die sämtlichen Arbeitswilligen total betrunken und rauften sich. Auch hierbei sind zwei Mann durch Messerstiche erheblich verletzt worden. Eine weitere Schlacht fand auf dem Dampfer „Hungaria" statt. Auch hier sind eine Anzahl Verletzungen durch Messerstiche vorgekommen. Auf dem Dampfer „Nephime" erbrachen die Arbeitswilligen vom Dampfer „Askan Woermann" Kisten mit Likör und eigneten sich den Inhalt an. Der Arbeitswillige Franz Föh hob sich zwei Flaschen Getränke auf; als er sie dann gemütlich vertilgen wollte, wurde er hiebei abgefaßt und ihm sein Raub wieder abgenommen. Auf dem Logierschiff „Schaumburg" stahl ein Arbeitswilliger seinem Kollegen ein Jackett. Auf dem Logierschiff „Poseidon" stahl man dem Arbeitswilligen T. Fidza aus Oberschlesien seinen Handkoffer, in welchem sich seine Sonntagskleider und sonstige Sachen befanden. Dem Arbeitswilligen Ed. Roberti stahl man aus seinem Logis 50 Mk. und dem Arbeitswilligen J. Andersen 10 Mk. Hierbei ist der Arbeitswillige Guiennes abgefaßt worden. — Die Exzesse des englischen Streikbrechergesindels in Wilhelmsburg werden von den journalistischen Leibkosaken der Scharfmacher zu „schweren Ausschreitungen der streikenden Schauerleute" umgeschwindelt. Natürlich findet dieser Schwindel auch in der bürgerlichen Presse Lübecks Verbreitung.

Hamburg. Folgenschwerer Schiffszusammenstoß. Der Dampfer „König" der Deutschen Ostafrika-Linie stieß auf der Ausreise in der Nordsee im dichten Nebel mit dem Schoner „Aurora" aus Oldersum zusammen. Der Schoner sank darauf. Es gelang zwei Mann der Besatzung des Schoners zu retten, während drei Mann derselben ertranken. — Im Sielschacht durch giftige Gase erstickt. Gestern nachmittag gegen 5 Uhr wurde Zug 5 der Feuerwehr nach der Bürgerweide gerufen. Dort waren in einem 12 Meter tiefen Schacht für das Geest-Stammsiel nahe beim Waisenhaus zwei Männer, der Schachtmeister Goertz und der Bauaufseher Bernhardt, kurz nachdem sie in die Tiefe gestiegen waren, besinnungslos umgesunken. Ein mit einem Rauchhelm versehener Feuerwehrmann stieg hinab und befestigte zuerst Goertz und dann Bernhardt an mitgenommenen Leinen, an denen die Verunglückten in die Höhe gezogen wurden. Wiederbelebungsversuche, die von zwei Ärzten und den Beamten der Feuerwehr unternommen wurden, waren nur bei Bernhardt von Erfolg gekrönt; Goertz war bereits tot. Bernhardt sowohl wie der Leichnam des Goertz wurden ins Krankenhaus transportiert.

Schönberg. Keine Schulmeister mehr. In einzelnen Landesteilen von Mecklenburg-Strelitz, auch im Ratzeburgischen, war es bisher noch üblich, für die Lehrer die amtliche Bezeichnung „Schulmeister" zu verwenden. Durch den neuen Staatskalender, der die Bezeichnung „Lehrer" ohne Ausnahme zum ersten Mal anwendet, wird dem „Schulmeister" ein Ende gemacht.

Lübz. Schwere Unglücksfälle. Am Donnerstag abend 8¼ Uhr wurde auf dem hiesigen Bahnhof der diensttuende Zugführer Ohde aus Rostock des Zuges Karow—Ludwigslust vom Zuge überfahren. Demselben wurde der eine Arm ganz, der andre zweimal durchgefahren, beide Beine sind abgefahren; außerdem erlitt er am Hinterkopfe bedeutende Verletzungen. Der Tod trat auf der Stelle ein. O. hinterläßt eine zahlreiche Familie. — Am selben Tage wurde der auf dem „Bauhof" beim Eggen beschäftigte Arbeiter Maschefke vom Schlage gerührt; auch hier trat der Tod sofort ein.

Bergstedt. Großfeuer. Am Sonntag abend 9½ Uhr brach hier Großfeuer aus. Drei Wohnhäuser, ein Stall, sämtlich mit Stroh gedeckt, dem früheren Hofbesitzer Rehders gehörig, brannten bis auf den Grund nieder. Die Rettung der Gebäude war unmöglich, trotzdem sechs Feuerwehren aus den umliegenden Orten bald zur Stelle waren. In dem Hauptwohnhaus war das Feuer zum Ausbruch gekommen. Durch umherfliegende Funken von dem starken Ostwind angefacht, brannten bald noch zwei Häuser, ferner ein Stall. Einige Schweine und mehrere Hühner fielen den Flammen zum Opfer.

Kiel. Aussperrung der Schneider Kiels. Am Sonnabend wurde auch in Kiel der Beschluß des Allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbandes für das Schneidergewerbe durchgeführt. Ausgesperrt haben bisher 15 Firmen insgesamt 205 Kollegen. Einige kleine Firmen stehen noch aus. — Die Maschinisten der Ölmühle von Asmus befinden sich im Ausstand. Zuzug ist streng fernzuhalten.

Rendsburg. Die Bauarbeiter in Rendsburg haben beschlossen, die Arbeit niederzulegen, weil die Unternehmer ihre Forderungen abgelehnt haben. Zuzug von Bauarbeitern nach Rendsburg ist streng fernzuhalten.

Flensburg. Im Malergewerbe ist zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in letzter Stunde eine Einigung in der Lohnfrage erzielt worden und ein Tarif abgeschlossen worden, der vom 1. April 1907 bis 15. März 1909 gültig sein soll. Die Arbeitszeit ist auf 9½ Stunden reduziert und der Mindeststundenlohn auf 50 Pf. festgelegt worden. Die anfänglich geforderte Freigabe des 1. Mai als Feiertag haben die Gehilfen fallen lassen. Die Arbeitseinstellung an diesem Tage soll in das Ermessen jedes einzelnen gestellt werden.

Haus- und Gartenwirtschaft.

Die Kartoffeln keimen. Das ist eine Mahnung zur Vorsicht. Wenn die Kartoffeln im dumpfen Keller ihre langen weißen Keime entwickeln, die der kleinsten Lichtspalte zustreben, entwickeln sie ein äußerst scharfes Gift, das Solanin, in solchem Maße, daß es tödlich wirken kann. Deshalb sind die ausgekeimten Augen möglichst tief auszuschneiden. Die Keime selbst dürfen in keiner Weise — auch nicht als Viehfutter! — verwendet werden. An Solaninvergiftung ist im vergangenen Jahre erst wieder ein Chemiker gestorben. Die ganze Kartoffelstaude enthält diesen Giftstoff. In besonderer Menge findet er sich in den Samen und wie gesagt in den Keimen. Auch unreife Kartoffelknollen enthalten (in der grünen Schicht unter der Oberhaut!) Solanin, sind daher gleichfalls gefährlich, wenn nicht die Schale dick genug entfernt wird. Die Kartoffel gehört bekanntlich zu den Nachtschattengewächsen, die alle sehr giftig sind. Ihre nächsten Verwandten sind der schwarze Nachtschatten, dessen kleine glänzenden Beeren im Herbst den Kindern oft tödliche Gefahr bringen, der kletternde Halbstrauch Bittersüß, der außer Solanin noch Dulcamarin enthält, die Tollkirsche mit Atropin, einem Gift, das in der Augenheilkunde eine wichtige Rolle spielt, da es die Pupille erweitert, und Belladonnin, die Judenkirsche, der Bocksdorn oder Teufelszwirn und die Tomate, deren wohlschmeckende Frucht gern gegessen wird. Eine Solaninvergiftung äußert sich durch Lähmungserscheinungen, Müdigkeit in den Gelenken, Schmerz in den Eingeweiden, Erbrechen, Durchfall, Fieber usw. Werden nicht bald Gegenmittel gegeben, die eine völlige Entleerung des Magens und der Gedärme herbeiführen, so ist es meist um den Vergifteten geschehen.

Literarisches.

„Von der neuen Zeit" (Stuttgart, Paul Singer) ist soeben das 26. Heft des 25. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Die scheiternde Galeere. — Kannibalische Ethik. Von K. Kautsky. — Die Dumawahlen und die Taktik der russischen Sozialdemokratie. Von A. Linitsch (Petersburg). — Unsere Taktik und die christlichen Gewerkschaften. Von Hermann Sachse (Bochum). — Rassenhygiene und Sozialismus. Von Oda Olberg (Rom). — Literarische Rundschau: Otto Wittner, Österreichische Porträts und Charakteure. Von e. l. k. — Die „Neue Zeit" erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteure zum Preise von Mk. 3,25 pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Vom „Wahren Jakob" ist uns soeben die 7. Nummer seines 24. Jahrganges zugegangen. Aus dem Inhalt derselben erwähnen wir die beiden farbigen Bilder „Das böse Gewissen" und „Die Eroberer", sowie die weiteren Illustrationen „Viel Lärm und Nichts", „Russisches", „Die Posadowsky-Hetze", „Das Ende vom Lied", „Bülow und die Arbeiter", „Aus dem Zirkus Stolypin", „Der Herr Möbelfabrikant", „Ein neues Wandgemälde für das Kolonialamt in Berlin", „Studt und Volksschullehrer", „Nächtlicher Sport in Berlin". Der textliche Teil der Nummer enthält die Gedichte „Hymne an das Schwein", „An der Waterkant" von Paul Enderling, „Der Unsichtbare", „Die Binde der Justitia", „Deutscher Frühling", „Die neuen Dessauer", „Ungarische Politik" und außer zahlreichen kleineren Beiträgen noch die Novelle „Der Deserteur" und das satirische Feuilleton „Die orientalische Phantasie". Der Preis der 12 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Sarg-Magazin Gebr. Müter

Fernsprecher 427.

obere Mühlenstraße 13 und kurze Königstraße 116a.

Grösstes Lager am hiesigen Platze, bekannt billige Preise.

Stets Neuheiten in Perl- und Metallkränzen.

Eiserne Grabkreuze.

Ueberführung von und nach Auswärts mit eigenem Wagen.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

V. & A.

Sitzung Freitag abend.

Statt besonderer Meldung.

Am 1. Ostertage entschlief nach kurzer Krankheit meine liebe Frau

Helene Schwarz,

geb. Schwarz,

im 72. Lebensjahre.

Tief betrauert von mir und allen Verwandten.

Joachim Schwarz.

Die Beerdigung findet am Donnerstag 2¾ Uhr vom Trauerhause, Georgstraße 14a, aus statt.

Plötzlich und unerwartet starb am Dienstag nachmittag mein lieber Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater,

Karl Pruhs

im 51. Lebensjahre.

Dies zeigen an die trauernden Hinterbliebenen.

Auguste Pruhs nebst Kinder.

Tremserkamp.

Für die herzliche Teilnahme bei der Beerdigung meiner lieben Mutter

Marie Knoor, geb. Mohrdick,

sagt herzlichen Dank

Ludwig Knoor.

Frau **Helms** in Gr. Steinrade zum Geburtstag ein

9999 mal donnerndes Hoch.

Unserm Sportsgenossen **Paul Plaht nebst Frau** zur Vermählung ein 999 mal donnerndes „Frisch auf".

Die Strampelbrüder.

Arbeiter-Radfahrer-Verein „Freiheit", Schwartau.

Zum 1. Juli **eine Zweistuben-Wohnung** mit Stall und Garten zu vermieten.

Wilh. Winkelmann, Schönböck. Chaussee.

---

2 Zimmer (Holstentor) mit allem Zubehör zu vermieten. Näheres

Schwartauer Allee 30, I.

Zum 1. Juli **eine Zweizimmerwohnung mit Zubehör** zu vermieten

Brüderstraße 13a.

Gesucht ein kräftiger

Laufbursche

welcher radfahren kann.

Th. Storm. Königstraße 98.

Gesucht zu sofort

zwei Schmiedelehrlinge

außer Kost und Logis gegen Vergütung.

Schmiedemeister **Brinkmann,**

Lachswehr-Allee 1a.

Gesucht ein größeres Laufmädchen außer der Schulzeit

Fischstraße 32.

Haus mit 4 abgeschlossenen Zweizimmerwohnungen (Holstentor) mit geringer Anzahlung zu verkaufen

Schwartauer Allee 30, I.

Haus Lindenstr., 7 Zimm. u. Zubeh., b.d. b. Dornestr., **Haus,** 3 Wohn. à 2 Zimm. u. Zubeh. zu verk. Näh. Blumenstraße 15.

Daselbst eine Bettstelle zu verkaufen.

Ein gut erhaltener Sofatisch zu verkaufen Glorinstraße 17, II.

Alte Buttermilch zu verkaufen.

Dietz, Wickedestraße 44.

Schöne Rosenpflanzkartoffeln billig zu verkaufen

Schlumacherstraße 13.

Gute Zigarren, 100 Stck. **2.90** Mk. Johannisstr. 17/19.

Carl Folkers

Möbel-Magazin

25 Marlesgrube 25.

Vollständige Wohnungseinrichtungen.

Selbstgefertigte Arbeiten.

Größte Auswahl.

Billigste Preise.

Weitgehendste Garantie.

Zimmer-Einrichtungen stets vorrätig.

Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.

Bei Barzahlung Rabatt.

Teilzahlung gestattet.

Gebe rote Lubeca-Marken.

Durch unseren Verlag zu beziehen:

„Bilder aus Lübecks Vergangenheit".

Zusammengestellt von

Theodor Schwartz.

Aus dem Inhalt des 639 Seiten umfassenden Werkes heben wir das Nachstehende hervor:

Das „wendische" („Alt"-)Lübeck an der Schwartau. — Das „welfische" Lübeck. — Das „kaiserliche" Lübeck. — Das „reichsfreie" Lübeck. — Das „hansische" Lübeck. — Die ersten bürgerlichen Unruhen in Lübeck. — Der große nordische Krieg. — Jürgen Wullenwever. — Lübecks letzter hansischer Krieg. — Die Reiser'schen Unruhen. — Der große Bürger-Rezeß von 1669. — Gotteslästerungs- und Hexenprozesse in Lübeck. — Die lübeckischen Zünfte. — Die Gesellenverbände in Lübeck. — Lübeckische Sagen u. Volkspoesien. — Das kaiserlich-französische Lübeck. — Nach der Restauration. — Ueber die Zustände der inneren Stadt im vierzehnten, sechszehnten und achtzehnten Jahrhundert nebst einer Schilderung des Stadtbildes am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Preis: brosch. Mk. 4.—, geb. in Leinwd. Mk. 5.— oder in 20 Lieferungen à 20 Pfg.

Friedr. Meyer & Comp.

Buchdruckerei und Verlag des „Lübecker Volksbote"

Johannisstraße 50.

Bestellungen werden von unseren Kolporteuren zu jeder Zeit entgegengenommen.

Bestellzettel.

Unterzeichneter bestellt hiermit: „Bilder aus Lübecks Vergangenheit" von Theodor Schwartz:

Lieferung 1 und folgende wöchentlich — vierzehntägig 2c.

komplet broschiert à Mk. 4.— ..... Exemplare,

elegant gebunden à Mk. 5.— ..... Exemplare.

Name: ..... Ort und Wohnung: .....

Dieser Bestellzettel ist auszuschneiden und durch unsere Kolporteure oder Zeitungsausträger an uns einzusenden **Friedr. Meyer & Comp., Buchhandlung, Johannisstraße 50.**

Frau Bieler, Hebamme,

wohnt jetzt

Gevers desstraße 32.

Wer altertümliche Sachen an Möbel und Porzellan hat, wende sich an **G. Walter, Wahmstr. 28,** weil der hohe Preise zahlt.

Für Hausstandslumpen 4 Pfg. per Pfund aufwärts, für Eisen und Metalle zahle höchste Preise. Bitte Postkarte.

Waisenhofstraße 25.

Allen voran

in Preiswürdigkeit und Haltbarkeit sind die **Arbeitsgarderoben** aus Lübecks ältestem Spezialgeschäft von

Louis Levy Klingenberg 5 ::: Ecke Marlesgrube

gestr. Lederhosen	2.10	3.50	4.50	b. 7.50
braune „	2.20	3.50	4.50	„ 10
blaue Pilothosen	1.95	2.50	3.50	„ 6.50
Maurerhosen	2.50	3.75	4.50	„ 8.50
Manchesterhosen	3.50	4.50	5.75	„ 10
Zwirnhosen	1.50	2.20	3.—	„ 4.50

Spezialität: Hamburger Schnitthosen f. Maurer, Schlosser, Zimmrer

Sämtliche **Bauchweiten in Hosen** vorrätig! — Blauleinen Hosen und Jacken 1.10 bis 2.50 Mk. Blau und weiß gestreifte Kajen und lein. Hemden, Maler-Jacken und -Hosen von 1.90 Mk. an. Maler-Kittel von 2.30 Mk. an.

Rote Rabattmarken!

I. O. G. T.

Öffentliche

Versammlung

am Sonntag, den 7. April,

nachm. 5 Uhr,

im **Badendorf** beim Gastwirt Wulf.

Vortrag:

Was wollen die Abstinenten?

Guttempler-Loge „Nie rasten" Nr. 416 Lübeck.

Arbeiter-Radfahrer-Verein LÜBECK.

Gegründet 1894.

General-Versammlung

am Donnerstag, 4. April,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.

Tages-Ordnung:

Quartalsabrechnung. Bericht von der Bezirkskonferenz. Wahl eines Beisitzers.

Der Vorstand.

---

27 Hüxstraße 27.

Neu eingetroffen: Stark genähte Schulränzel, Mädchentaschen, Bücherträger, Brotdosen und Körbe, Federkasten, Tafeln, Nähkörbe mit Polster, Hosenträger, Taschenmesser u. Portemonnaies zu sehr niedrigen Preisen.

Zum billigen Laden.

27 Hüxstraße 27.

Achtung Schneider!

Außerordentliche

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, 4. April,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.

Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben.

Wegen der Wichtigkeit der Tagesordnung ist es Pflicht aller Kollegen (auch derjenigen, welche von der Aussperrung nicht betroffen sind), in dieser Versammlung zu erscheinen.

Die Gauverwaltung.

Zentralverband der Zimmerer

und verw. Berufsgen. Deutschlands.

(Zahlstelle Lübeck.)

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, 4. April,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.

Tages-Ordnung:

1. Vortrag des Arbeitersekretärs Genossen Schneider.
2. Innere Verbandsangelegenheiten.
3. Verschiedenes.

Um rege Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Einladung zur

Fahnenweihe

der Steinarbeiter

am Sonntag, 14. April 1907

im **Vereinshaus,**

Johannisstraße Nr. 50—52.

Kassenöffnung 4½ Uhr. Anfang 5 Uhr. Ende 2 Uhr.

Eintritt 60 Pfg., eine Dame frei.

Einzelne Damen 20 Pfg., wofür Garderobe.

Das Komitee.

Im HANSA-THEATER

OLYMPIA-THEATER

Heute abend 8 Uhr:

Exquisite Vorstellung.

Riesen-Wasserschauspiele

300 cbm Wasser

setzen innerhalb weniger Minuten den Bühnenraum des

Hansa-Theaters unter Wasser.

Der Zaubergarten der Semiramis.

Leuchtende Geyser u. Cascaden.

Allegorien von 20 Damen.

Palast der Illusionen.

Von hier nach Paris. Die Jagd im Theater.	Ein fid. Gefängn. Das lustige Geister-Konzert.
Eine Reise durch das Unmögliche.	Dir. Schenk's Flug über das Publikum.
Kassenschrank d. Fam. Humbert.	Eine tolle Sache.

Im Reiche des Schattens.

Die Androïden.

Künstl. belebte u. sprech. Menschen.

Unheimliche Nacht. Geister- und Gespenster-Akt.

L'Art et le Beau.

Lebende Kolossalgemälde berühmter Meister.

Olympia-Motor-Bioscop.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 77. Mittwoch, den 3. April 1907. 14. Jahrg.

Tatjana Leontiew.

Die Richter im Berner Oberland haben nicht das grausame Urteil über Tatjana Leontiew verhängt, nach dem die Zaristen nicht nur Rußlands, sondern auch anderer Länder lechzten. Sie verurteilten die russische Frau, die einen Hauptschuldigen der Blutherrschaft niederzustrecken gedachte, zu vierjähriger Zuchthausstrafe. Sie meinen, milde geurteilt zu haben. Sie haben geglaubt, den Buchstaben des Gesetzes nicht anders erfüllen zu können, und sie haben eine Vermittelung gesucht zwischen dem Gesetzeswort und dem Stück Menschheitsgeschichte, das in Tatjana Leontiew an die Richterbank trat. Sie haben nach mildernden Gründen gesucht, und sind auf die Aussicht verfallen, die Angeklagte zu leichterer Strafe zu verdammen, weil sie bei Begehung der Tat nicht im Vollbesitz der Willenskraft gewesen sei. Um nicht schwerste Ungerechtigkeit zu begehen, haben sie den Tatsachen Gewalt getan. Sie hätten den Tatsachen nicht Gewalt tun müssen, würden sie sich zur Höhe des Rechts haben erheben können. Da sie dies nicht vermochten, so kann ihr Spruch dem Lande Wilhelm Tells Ehre nicht tragen.

Es ist ein Urteil der Verlegenheit, der angeklagten Tatjana Leontiew durch Aberkennung der vollen Willensfreiheit mildere Strafe zu gewähren. Tatjana hat ihre Tat mit voller Überlegung vollführt, ihr ganzes Auftreten läßt die Zubilligung verminderter Zurechnungsfähigkeit als törichte Vorspiegelung erscheinen, zu der die schweizerischen Richter sich flüchteten, weil sie nicht den Mut fanden, zu sagen: Tatjana Leontiew, sei frei! Was du getan, war ein grausamer Irrtum, was du gewollt, war Notwehr, heilige Notwehr, die der Strafe nicht verfällt!

Es ist ein Ausnahmefall, daß eine dieser zum höchsten Opfermut stark Gewordenen der russischen Revolution vor einem außerrussischen Gerichtshof stand. Zahllose Männer und Frauen Rußlands sind Heloten wie Tatjana Leontiew; doch ihre seelische Entwickelung, ihr ungeheures Ringen, ihr todesmutiges Ertragen jeder Gefängnisqual, ihre Standhaftigkeit im Angesicht der zum Bluturteil gedungenen Richter und des Henkers am Galgen — von alledem dringt selten ein schwacher Hall aus den verschlossenen Räumen der russischen Barbarei. Tatjana Leontiew stand vor den Augen Europas, und es wurde so ein Stück von dem Heldentum der russischen Revolution offenbar. Hier kann nicht irgend ein Verdacht aufsteigen, als hätten Freunde des rächenden Täters den Kampfesfreund, sein Leben und sein Leiden idealisiert, als hätten sie der Wirklichkeit heroischere Züge verliehen. Hier können aber auch nicht feile Soldschreiber niedrige Beweggründe erfinden und das Erhabene in den Staub ziehen. Hier trat ein kämpfendes Heldenleben offen vor die Welt. Hier offenbart sich die jugendliche edle Seele, die den Schimpf und die Gewalt, die grausame Bedrückung und den Mord der zahllosen Unschuldigen nicht länger zu ertragen vermag, die über der Not der Gesamtheit alle Rücksichten auf eigenes Glück verschmäht, die in schwerer Seelenqual zu furchtbaren Entschlüssen reift, die todesverachtend zu ihrer Tat schreitet und schließlich, lächelnd wie zur Freude, auf das Blutgerüst steigt.

Wiederum ein Weib gibt dieses Zeugnis revolutionärer Seelengröße. Die Tochter eines hohen Würdenträgers des Zarismus ward ergriffen von der Furchtbarkeit der Ereignisse, die sie erlebte. Ausgezeichnet durch Intelligenz und voll Empfindsamkeit für die Leiden der Mitmenschen, überstieg sie die Schranken ihrer Geburt und Erziehung, ward sie Kämpferin für die russische Freiheit. Der Blutsonntag des 22. Januar 1905 gab ihr die letzte Entscheidung. Sie beschloß, ihr Leben einzusetzen, um zu helfen, daß der blutigen Vernichtung des Lebens ihres Volkes ein Ende werde. Der grausame Irrtum, der sie den Schlächter Durnowo verfehlen ließ, kann das Urteil über Tatjana Leontiew nicht trüben. So tief es ist, daß ein harmloser Mensch das Leben verlor, die Persönlichkeit dieser russischen Frau wird durch die Tragik des Zufalls nicht verdunkelt.

Der psychiatrische Sachverständige an der Thuner Gerichtsstätte — auch, wie es scheint, nur um einen Milderungsgrund für die Angeklagte vorzubringen — hat gemeint, nur aus einem kranken Gehirn könne der Gedanke kommen, durch Hinwegräumen Einzelner einem Volke bessere Zustände zu schaffen. Der Sachverständige hat aber das politisch Ausschlaggebende nicht beachtet. Die psychiatrische Annahme darf als richtig gelten, solange normale Wege der politischen und kulturellen Entwicklung geöffnet sind. In diesem Falle ist es ebenso anormal und unsinnig wie es schädlich und verbrecherisch ist, Mittel der Gewalt zu versuchen. Auch die russischen Revolutionäre haben stets auf das entschiedenste erklärt: Die Gewalt ist uns nur das Notmittel, wenn jede andere Möglichkeit verweigert ist, zu freieren und gerechteren Staatszuständen zu gelangen. Sie haben erklärt: Gebt dem russischen Volke das freie Wort und die freie Presse, gebt ihm eine Vertretung, die die Macht hat, das System der blutigen Willkür zu beseitigen, und was heute Heldentat ist, wäre morgen Wahnsinn. Jene blutige Willkür aber raste über das unsäglich gepeinigte russische Volk zu jener Zeit, als Tatjana Leontiew zur Persönlichkeit heranwuchs. Der Name Tatjana Leontiew wird darum eingezeichnet bleiben in den Tafeln der Helden der russischen Freiheit.

Soziales und Parteileben.

Die Arbeiter der Salomo-Mühle in Berlin streiken.

Die Landschaftsgärtner von Berlin und Umgegend sind gestern in den Streik eingetreten.

Die Streiks der Berliner und Leipziger Möbeltransportarbeiter mußten wegen Aussichtslosigkeit abgebrochen werden.

Die Lohnbewegung der Tapezierer in Gotha ist durch Einigung der Meister und Gesellen beendigt.

Die Bäcker in Hanau streiken. Die Unterhandlungen mit den Bäckermeistern sind gescheitert. Das Gewerbegericht als Einigungsamt wurde von der Bäckerinnung abgelehnt.

Die Metallarbeiter Dresdens stehen vor neuen schweren Kämpfen. Die Firma Seidel u. Naumann (Nähmaschinen und Fahrradfabrik), die zirka 3000 Arbeiter beschäftigt, die sich schon bei der vorjährigen Aussperrung durch Scharfmacherei hervorgetan hat, hat ihre fast ausnahmslos organisierte Arbeiterschaft durch fortgesetzte „Lohnregulierungen" und Maßregelungen solcher organisierter Kollegen, die im Vordergrunde der Bewegung standen, aufs neue in frivolster Weise provoziert. Jetzt ist der Krug zum Überlaufen gekommen. Am Mittwoch Abend beschloß eine von 3000 Arbeitern der genannten Firma besuchte Versammlung, der Direktion Forderungen vorzulegen, von denen die wichtigsten sind: Erhöhung der Akkordpreise, neunstündige Arbeitszeit und Zurücknahme der Maßregelungen. Bis zum 2. April erwarten die Arbeiter eine bestimmte Erklärung der Firma. Erfolgt diese nicht oder werden die Forderungen abgelehnt, steht der Streik in sicherer Aussicht.

Der Streik der Schokoladenarbeiter in den Orten Orbe, Vevey und Bussigny ist beendet. Da die Regierung der „freien Schweiz" sah, daß die Dinge eine böse Wendung nehmen könnten, intervenierte sie bei den Unternehmern der Schokoladenfabriken, und siehe da: Die Direktionen der Fabriken bewilligten die Forderungen der Arbeiter in den Hauptpunkten. Damit endigt auch der in den verschiedenen Orten infolge dieses Ausstandes proklamierte Generalstreik.

Der Hoteldienerverband hatte Ende 1906 2951 Mitglieder und ein Verbandsvermögen in Höhe von 28 844 Mk.

Der Zimmererverband erhöhte im Jahre 1906 seine Mitgliederzahl von 43 253 auf 52 377, also um 9124. Das Gesamtvermögen des Verbandes betrug Ende 1906 1 123 448 Mark gegen 919 169 Mark Ende 1905.

Der Glasarbeiterverband zählte Ende 1906 insgesamt 14 252 Mitglieder, 3174 mehr als Ende 1905.

Nach deutschem Muster. In den Bibi-Eibat-Werken der Firma Borns in Baku sind am 29. März die Arbeiter in einen Ausstand getreten; auch ein Teil der Arbeiter der Nobelwerke streikten. — Die ausständigen Schiffsarbeiter bestehen hartnäckig auf ihren Forderungen. Die Schiffseigentümer erklärten den Arbeitern, wenn sie nicht nachgäben, würden sie ausgesperrt werden.

Bei den Altenburger Landtagswahlen hat die Sozialdemokratie rund 1000 Stimmen Zuwachs erzielt. Sie hat die bisher innegehabten Mandate behauptet.

Ein vernünftiger Beschluß. Auf dem am Montag in Lyon abgehaltenen Nationalkongreß der französischen sozialistischen Partei wurde ein Antrag angenommen, welcher eine direkte Aktion und einen Generalausstand als gefährlich verurteilt, ferner ein Antrag, welcher sich für eine gleichzeitige allmähliche Herabminderung der Militärlasten ausspricht, aber entschieden die antipatriotische Gesinnung zurückweist, die das Recht zur Verteidigung gegen einen äußeren Angriff untergrabe.

Der große Eisenbahnerausstand im Westen der Union ist tatsächlich ausgebrochen. Der Londoner „Daily Telegraph" meldet aus New York: Präsident Roosevelt beauftragte Martin Knapp, den Präsidenten der zwischenstaatlichen Handelskommission und Charles Neill vom Arbeitsdepartement, am Sonnabend nach Chicago zu reisen, um zwischen den Eisenbahnangestellten und den Eisenbahnverwaltungen zu vermitteln. Der Ausstand umfaßt zurzeit etwa 500 000 Personen. Die Bahnverwaltungen bieten eine durchschnittliche Lohnerhöhung von 8½ Proz. bei zehnstündigem Arbeitstag an, die Angestellten verlangen 12 Proz. und den neunstündigen Arbeitstag. Der Ausstand erstreckt sich gegenwärtig auf annähernd 95 000 Meilen Bahnlänge.

Vom Preßkonflikt in Nordhausen. Der so plötzlich und unseres Erachtens durchaus ungerechtfertigter Weise seines Amtes als Redakteur enthobene Genosse Schildbach versendet an die Parteipresse eine Erklärung, der wir im Folgenden das Wesentliche entnehmen: „In der „Volkszeitung" befindet sich zu meiner Entlassung eine Darlegung der voraufgegangenen Ereignisse, die in wesentlichen Punkten unrichtig ist. 1. Ein Beschluß, daß der Roman in 6 halbseitigen Spalten zum Abdruck kommen sollte, ist nicht gefaßt worden; lediglich ein Wunsch ist in dieser Hinsicht und zwar von dem Genossen Schultes geäußert worden. Daß Wünsche eines Genossen die Kraft von Beschlüssen haben, ist mir neu. Die Redaktion gab aber in der Preßkommission die Erklärung ab, daß der Abdruck des laufenden Romans möglichst beschleunigt werde, sobald die Parlamentsferien beginnen. Mit dieser Zusage gab sich die Preßkommission zunächst zufrieden. Nur die Frage, ob bei der Auswahl künftiger Romane die Preßkommission beteiligt sein sollte, wurde durch einen Beschluß erledigt. Die Redaktion hatte sich eine Erklärung zu diesem Beschluß vorbehalten. 2. Das von der Redaktion gegebene Versprechen, den Abdruck des Romans zu beschleunigen, wurde in der gegebenen Form erfüllt: am Donnerstag voriger Woche erschienen die letzten Parlamentsberichte und vom folgenden Tage ab wurden statt der üblichen 3—4 Spalten Roman 6 Spalten gegeben. Die Preßkommission hatte also nach den getroffenen Abmachungen zur Beschwerde keine Ursache. Von „Nichtbeachtung der Beschlüsse" — die gar nicht gefaßt waren, und von achttägiger Verzögerung konnte wahrheitsgemäß nicht die Rede sein. 3. Die Berufung auf Bestimmungen des Regulativ ist von der Parteiorganisation weder beraten noch beschlossen worden, hatte demnach nur provisorische Bedeutung und hätte nur dann bindende Kraft besessen, wenn sich die Redaktion damit völlig einverstanden erklärt hätte. 4. Die Frage, ob die redaktionelle Haltung der „Volkszeitung" geschäftliche Gefahren heraufbeschworen habe, braucht hier nicht erörtert zu werden; eine derartige Aus-

Ende gut, alles gut.

Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr.

6. Fortsetzung.

Wenn sie die sämtlichen Dorfbursche durchging, war und blieb es eben unser Michel allein, bei welchem ihr Herz sich regte. Zu ihm verspürte sie nachgerade einen Zug, über den sie sich selber wunderte. Sie hatte gesehen, daß es der ärgste „Lackel" sei im ganzen Dorf — unerfahren wie ein Kind, und so ungeschickt, daß er einen ordentlich dauerte. Aber der ungeschickte Kerl war ihr der interessanteste! Sie mußte immer wieder an ihn denken; sie fühlte einen Trieb zu überlegen, ob ihm nicht zu helfen sei, ob er nicht doch am Ende gescheidter sei, als er aussehe, und ob ihm der Verstand nicht noch kommen könnte, wenn auch spät, usw. — Wer in Herzensangelegenheiten erfahren ist, der weiß, was dieses Spiel der Gedanken für Folgen hat. Eben im Scheine solcher Vorstellungen entwickelt sich der Keim einer Neigung; die heitere Beschäftigung mit dem Bilde kommt dem Original zugute, und dieses ist zuletzt in der Lage, ernten zu können, wo es persönlich gar nicht gesäet hat. Die Gret gewöhnte sich an die Vorstellung des Michel und an den Gedanken, daß er für sie bestimmt sei. Bald war sie mehr verstrickt, als sie selber ahnte! und während der gute Bursche glaubte, seine Sache sei verloren, stand sie just so gut als möglich.

Je mehr Ernst in die Neigung kommt, desto weniger läßt man dem Gegenstand etwas tun, desto weniger will man Scherz mit ihm treiben. Als die Gret bedachte, wie sie den Michel bei dem letzten Diskurs doch abgeführt hatte, fühlte sie Gewissensbisse und auch eine plötzliche Sorge, er könnte so bös geworden sein, daß er gar nichts mehr von ihr wissen wollte. Dies letztere schien ihr bei näherer Betrachtung nicht gerade wahrscheinlich; aber doch nahm sie sich vor, bei nächster Gelegenheit sich nicht wieder vom Übermut hinreißen zu lassen, sondern mit seinem guten Willen fürlieb zu nehmen und ihm wohlmeinend unter die Arme zu greifen.

Eine Reihe von Tagen war vergangen und sie hatte den Burschen nicht wiedergesehen, außer von weitem. Daß er jetzt keinen neuen Versuch machte, mit ihr zu reden, begriff sie, und es war ihr lieb, daß sie sich in der ersten Zeit nach jenem Auftritt im Heckengang nicht zufällig begegneten. Der Ärger in Michel sollte erst verdampfen und der Liebe wieder Platz machen; dann wollte sie ihn so freundlich grüßen, daß er gewiß wieder Mut bekam und mit ihr ein erwünschtes Gespräch anfing. Sie hatte eine sehr angenehme Empfindung bei der Vorstellung, daß er dann das rechte Wort finden könnte, sie ihm sagen müßte, wie's ihr ums Herz sei — und alles zu gutem Ende käme.

Endlich führte sie der Zufall einander entgegen. Sie kam von der Wiese, er ging hinaus. Als das Mädchen seiner ansichtig wurde, errötete sie etwas und sah lieblich heiter aus; sie wollte ihn grüßen so schön, wie sie's nur konnte! Allein in ihm hatte der Anblick derjenigen, die ihn für'n Narren gehabt, schon den Unmut wieder angeregt; und wie er nun gar ihr Vergnügen wahrnahm, das nach seiner Meinung nur Spott sein konnte, loderte ein ganz ehrlicher Zorn in ihm auf. Er machte ein Gesicht so „wild" als möglich; die Gret, bei dem Anblick etwas verhofft, sagte Guten Tag lange nicht so schön, wie sie sich's gedacht hatte — und der Gegrüßte ging vorüber, ohne zu danken. Ihrerseits verletzt, sah das Mädchen ihm nach und schüttelte den Kopf. „Also doch," sagte sie einigermaßen verlegen und ging langsam weiter. Bald aber tröstete sie sich. „Er moet eba', d's erstmol muß er doch no' trutza'! 's ist a Mensch ohne Manier! Aber er moet's doch net böas — ond d's nächstmol wurd er scho' danka'!"

Bei der nächsten Begegnung schaute das Mädchen den Burschen erst erwartend an; ihre Wünsche hatten die Hoffnung schon so sehr wieder belebt, daß sie meinte, er könnte zuerst grüßen. Als er sich aber mit düsterm Gesicht näherte, ohne eine Miene zu verziehen, rief sie: „Godden Tag, Michel", in dem Ton einer Gekränkten, als ob sie hinzusetzen wollte: Worom grüescht me denn net? Hab' e d'r denn ebbes do'?" Dieser Ton traf unsern Burschen; aber da er beschlossen hatte, trutzend an ihr vorüberzugehen, so war nicht von ihm zu verlangen, daß er in dem einzigen noch übrigen Moment diese Bestimmung änderte. Er führte demnach seinen ersten Gedanken aus, weil er einmal im Schuß war, und beleidigte nun freilich die wohlmeinende Gret in einer Weise, die ihrerseits einen Entschluß hervorrufen mußte. Sie schaute sich diesmal nicht um, sondern ging mit röterm Gesicht weiter und murmelte für sich: „'s ist a Dommkopf ond bleibt oer! Mit deam ist nex a'zfanga! No mei'tweg! Vo' mir soll'r net weiter enkommodiert weara'!"

Infolge dieser niederdrückenden Erfahrung geriet das gute Mädchen in einen Gemütszustand, der ihr neu war, den sie aber eben darum sorgfältig geheimzuhalten suchte. In die Heiterkeit ihres Innern war ein Schatten gefallen. Sie wurde leichter ärgerlich als früher, sie fühlte sich in andern Augenblicken weicher als sonst und eine Art von Trauer wandelte sie an, so daß sie ein Verlangen empfand, ihr Herz einer Kamerädin aufzuschließen. Allein das zu tun, schämte sie sich doch allzu sehr; sie fühlte, daß es ihr nicht anstand, und schwieg. Auf sich selber beschränkt, gab sie sich stillen Erwägungen hin. Es begegnete ihr, daß sie überlegte, welcher von den übrigen Burschen wohl derjenige sei, der sich am besten für sie passen würde. Sie konnte sich für keinen entscheiden; aber indem sie sich vorstellte, wie einer „mit ihr ging," erquickte sie sich an dem Gedanken, daß der Michel sich recht darüber ärgerte. Denn das wußte sie: ärgerlich war es ihm doch, wenn sie einen andern hatte, so ein dummer und einfältiger „Stoffel" er auch war.

In dieser Zeit kam ein junger Mensch ins Dorf zurück, der auswärts gearbeitet hatte. Es war der Sohn eines der zwei Schneider, die der Ort nährte — selbst Künstler mit der Nadel und das, was man auch auf dem Land, wenigstens im Ries, „a gallants Bürschle" nennt. Weder groß noch stark, sondern eher klein und schmächtig, war er doch gut gewachsen; und wenn sein helles, glattes Gesicht etwas zu mädchenhaft ließ, so war das für gewisse Jungfrauen kein Grund, weniger davon zu halten. Bei viel natürlicher Gutmütigkeit besaß er eine bedeutende Portion Selbstgefühl, das sich auf die Ansicht gründete, daß ihm an Feinheit, Geschicklichkeit und höherm Anstand keiner der gegenwärtigen Bursche des Dorfes gleich käme. Er hatte in der kleinen Stadt, in der er sich aufgehalten, allerlei Redensarten gemerkt, die er bei Gelegenheit zum besten gab, sprach ein wenig „hochdeutsch", wenn's drauf ankam, und hatte für sich eine Mischung von bäuerischer und städtischer Kleidung erfunden, die seiner Erscheinung etwas besonders Nettes gab. Einmal war ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht vielleicht zu etwas Höherem bestimmt sei und in

Einandersetzung würde recht seltsam anmuten. Der fortgesetzte Abonnentenzuwachs beweist jedenfalls, daß die angeblichen „Mißgriffe" bei der Auswahl der Romane nicht allzuviel Schaden haben anrichten können. 5. Die Verweisung auf den Parteiinstanzenweg ist nur als Hohn aufzufassen. Nach den gewöhnlichen Rechtsgrundsätzen tritt der Verbrecher, der sich einem Urteil nicht unterwirft, seine Strafe erst dann an, wenn der Instanzenweg beendet ist. Die Delegiertensitzung hat am Freitag abend beschlossen und am Sonnabend morgen das Urteil gefällt. Wahrhaftig, schnelle Justiz! Trotz des sofort eingelegten Protestes ist der Eingriff in die Redaktionsbefugnisse erfolgt und der Instanzenweg der Redaktion dadurch versperrt worden. Dagegen konnte sich die Redaktion nur in der Form eines öffentlichen Protestes wehren."

Wir möchten zu der leidigen Affäre noch bemerken, daß es einmal ganz unverantwortlich ist von der Nordhäuser Preßkommission, in der der Genosse Dr. Schultes die treibende „Kraft" zu sein scheint, nun schon den zweiten literarisch wertvollen Roman, der in dem „Volksblatt" zum Abdruck gebracht wurde, so einfach zu strangulieren, und nun gar an die Stelle des Meisterwerks Manzonis ein jämmerliches Machwerk irgend eines Vielschreibers zu setzen. Und dann zeigt es wieder die Rückständigkeit der Leser, namentlich der Frauen, auf deren literarischen Ungeschmack die Nordhäuser Preßkommission in so rigoroser Weise Rücksicht nehmen zu müssen glaubt. Die sozialdemokratische Presse darf unter keinen Umständen solchem rückständigen Geschmack Rechnung tragen. Sie soll erziehen, nicht aber wie die bürgerliche Geschäftemacher-Presse niedrigen Instinkten der Leser entgegen kommen. In keinem Teile des Blattes, am allerwenigsten im belletristischen.

Aus dem Gerichtssaal.

Militärjustiz. Das Kriegsgericht der 39. Division in Lahr verhandelte gegen den Unteroffizier Gäng wegen Mißhandlung und Beleidigung Untergebener, ferner gegen die Musketiere Bauernfeind und Schädel sowie gegen den Militärkrankenwärter Koch vom Inf.-Regt. in Lahr wegen militärischen Aufruhrs, unerlaubten Waffengebrauchs und Achtungsverletzung. Die Angeklagten saßen am Neujahrstag in einer Wirtschaft in ziemlich angeheitertem Zustand. Während sie miteinander zechten, verlangte Unteroffizier Gäng den Urlaubspaß der Untergebenen, den nur einer vorweisen konnte. Schließlich kam es zu Streitigkeiten, die sich auf der Straße fortsetzten und in Tätlichkeiten ausarteten, wobei beiderseits mit blanker Waffe eingegriffen wurde. Das Urteil lautet: Musketier Bauernfeind wird wegen unerlaubten Waffengebrauchs und Achtungsverletzung (die Anklage wegen militärischen Aufruhrs wurde fallen gelassen) zu drei Jahren, drei Monaten Gefängnis, Militärkrankenwärter Koch wegen der gleichen Vergehen zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Musketier Schädel wurde freigesprochen. Unteroffizier Gäng erhielt wegen Mißhandlung und Beleidigung Untergebener drei Wochen Mittelarrest.

Bestrafter Heiratsschwindler. Der Hausknecht Max Merkel in Koblenz suchte durch Inserat eine Lebensgefährtin, worauf sich eine Dame meldete, die in Hannoverschen Offizierskreisen verkehrte. Merkel wurde der heiratslustigen Dame als Großgrundbesitzer in Amerika vorgestellt. Nach der Verlobung und nachdem Merkel einen großen Teil des Vermögens der Dame verbraucht hatte, erfuhr diese, daß ihr Verlobter Hausknecht und in Berlin verheiratet sei, worauf sie Selbstmord verübte. Das Koblenzer Gericht verurteilte den Schwindler zu drei Jahren Gefängnis.

Aus Nah und Fern.

Die Genickstarre hat in Schlesien im letzten Monat abermals 40 Neuerkrankungen und 12 Todesfälle gefordert.

Schweres Unglück. Als Donnerstag abend der Schiffseigner Karl Heinemann aus Vehlen in den Humboldthafen in Berlin einfuhr, prallte der Kahn gegen die Sandkrugbrücke, so daß der Mastbaum aus seiner Lage gebracht wurde. Das daneben stehende siebenjährige Töchterchen Minna wurde erschlagen.

Großfeuer. Auf der königlichen Domäne Verchen am Kummerower See brannten sämtliche Gebäude mit Ausnahme der herrschaftlichen Wohnungen und des Statthalterhauses nieder. Große Mengen Vieh, darunter über 100 Stck. Rindvieh, 26 Pferde, viele Schweine und sämtliches Jung- und Federvieh sind verbrannt. Wahrscheinlich liegt böswillige Brandstiftung vor.

Durch furchtbare Axthiebe ermordet wurde in Schmiedeberg der Gutsbesitzer und Kirchenkassenrendant Klein in seiner Behausung. Es kann den Umständen nach nur ein Raubmord in Frage kommen. Für die Persönlichkeit des Mörders hat man noch keine Anhaltspunkte.

Ein schweres Grubenunglück hat sich in Johannesburg ereignet. Auf der Driefontein-Grube wurden durch die Explosion zweier mit Dynamit gefüllten Kisten vier Weiße und 50 Eingeborene getötet und drei Weiße sowie 18 Eingeborene verletzt.

Noch ein Opfer. Auch der zweite bei der Kesselexplosion in Cherbourg an Bord des Torpedobootes Nr. 146 verunglückte Heizer ist seinen Brandwunden erlegen.

Tatjana Leontiew als Dichterin. Welch mächtige Seelenstimmung das junge beklagenswerte Mädchen beherrscht, mit welch unheimlicher Leidenschaft und Hingabe sie an ihre Sache glaubt, möge aus den nachstehenden Versen ersehen werden, welche Tatjana im Gefängnis zu Thun niedergeschrieben hat. Das Gedicht lautet:

Genossen . . . bricht die Nacht herein,
Wenn still und scheu der Tag entflieht,
Singt eure Seele mir im Dämmerschein
Ein liebes Lied . . .

Genossen . . . wenn das Morgenrot
Durch dunkle Nacht hervor sich stoßt,
Singt eure Seele meiner Not
Ein Lied voll Trost.

Genossen . . . führt die letzte Nacht
Zur Ruh' mich ein,
Wird eure Seel' voll Glanz und Pracht
Mir Schwester sein.

Standesamtliche Nachrichten

vom 24. bis 30. März 1907.

Geburten.

a) Knaben: Name und Beruf des Vaters.

19. März. Schneider A. E. F. Meier. Arbeiter P. F. Lühr. 21. Schneider C. W. A. Eckermann. Kutscher H. L. J. Eggert. Steindrucker W. B. D. Witt. 22. Arbeiter J. Brozeit. Träger H. H. Voss. Arbeiter H. J. J. Schomann. 23. Matrose C. Chr. Brandt. Arbeiter Joh. J. Woissin. Maschinenbauer C. Schönerstedt. 24. Handlungsgehülfe H. F. G. Lübcke. Stuckateur F. Chr. H. Stolten (Zwillinge). 25. Schutzmann F. O. Herrmann. Geschäftsreisender P. A. Kaphengst. Arbeiter J. C. G. A. Brockmann. Arbeiter H. F. Tödt. Arbeiter F. J. J. P. Bade. 26. Arbeiter F. W. Schallert. Fuhrmann A. P. M. Guhl. Schmied M. Mojtkowiak. Schutzmann H. J. G. Schumacher. 27. Arbeiter W. F. H. Heidmann. 28. Güterbodenarbeiter J. O. Münter. 30. Klempner Chr. H. A. J. Groht.

b) Mädchen: Name und Beruf des Vaters.

14. März. Maler R. J. Riese. 18. Landmann H. H. Hoffmann (Krempelsdorf). 19. Tapezier C. F. W. Boye. Maurer P. F. W. H. Jonas. 20. Arbeiter W. H. J. Henning. Dreher P. A. E. Sommerfeld. Arbeiter C. F. W. Grube. 21. Schmied J. Bielinski. Böttcher M. A. P. Wolf. Baggermeister P. F. A. Meyer. 22. Korbmachergehilfe L. Rodde. Malergehilfe F. Stolte. Handlungsgehilfe C. H. H. Frähmcke. Zimmerer W. F. C. Dose. 23. Brauer F. G. Untermann. Musiker H. R. Sulanke. Müller C. W. J. Eckhorst. 24. Kabellöter J. Billusky. Arbeiter F. J. J. Fröhlich. Arbeiter F. Kloss. Glasermeister F. J. H. Boohse. Postbote A. A. Karloske. Hilfsarbeiter am Polizeiamt P. H. Stolte. Kaufmann J. A. E. Redelstorff. 25. Maurer H. R. H. Münter. Schmied M. Gildenast. Arbeiter C. F. Fock. Arbeiter H. J. J. Levetzow. Tischler J. C. Ch. Koop. 28. Arbeiter H. H. F. Laatz. 29. Schmied H. A. F. Möller. Arbeiter J. J. W. Heuser.

Angeordnete Aufgebote.

25. März. Rittergutsbesitzer Doktor der Rechte W. E. Weltner in Norgehnen und A. M. E. Reuter. Zimmermann E. C. F. Kruse und M. E. A. Witt in Wilmstorf. Kaufmann L. A. H. F. Graff in Hamburg und B. J. L. H. Koch. Handlungsgehilfe J. F. W. Wulff und M. M. Ch. C. Langfeldt. Photograph A. Thiemann in Meldorf und A. H. W. Düsing. Regierungsassessor W. E. G. Seyffarth in Altona und S. E. Behrens in Hamburg. Bäckergeselle E. E. Zerrahn und A. E. E. Stave in Hamburg. 26. Arbeiter W. J. H. Lebahn und M. D. H. Kähler. 27. Kaufmann H. C. A. Pichelmann und C. H. M. Puls. Buchhalter J. W. E. A. Sievers und E. Ch. D. W. Conjad. Anstreicher L. J. F. Kuth und A. C. M. Rogge. Maler H. E. C. L. Jörs und O. A. Gohlke. Klempner und Mechaniker F. J. H. Stamer und F. A. M. Loose in Hof Bliestorf. 28. Arbeiter P. H. C. Bumann in Thorstorf und A. W. K. Gramkow in Gantenbeck. Schlachter H. F. Th. Kroll und C. E. M. Siemers. Bezirksfeldwebel H. O. C. Schache und F. C. L. M. Knoop. Feuerwehrmann H. A. J. Grevesmühl und A. Ch. L. Ziething. Arbeiter J. J. Freitag und A. C. H. Böttcher. 30. Arbeiter F. W. M. Helms und E. M. B. Frahm, beide in Wismar. Konditor H. J. C. Westphahl und P. M. Lanciers. Ingenieur E. E. Lorenz und O. C. Winkler. Arbeiter J. J. H. Dencker und die geschiedene W. L. Ch. Schräger geb. Graack. Bäcker O. M. Th. Schönberg und H. C. P. Meier. Geschäftsreisender M. W. H. Beckmann und H. A. Spethmann.

Eheschließungen.

25. Ingenieur H. C. H. Lüdemann in Berlin und C. R. Schwedt. 26. Heizer H. Brozio und M. Fischer. Arbeiter J. H. Th. Jürss und Witwe K. E. Behrends geb. Bruhn in Schönberg. Arbeiter R. O. P. Müller und O. Weiss in Stockelsdorf. Schneider P. Rauch und E. F. Gorgs. Gutsinspektor L. Chr. E. W. Mantzel und A. H. B. Dähling, beide in Dobbertin. 27. Träger P. W. Wede und E. M. Rieckert. Feilenhauer J. Zimmermann und J. H. E. Dress. Straßenreiniger C. H. Wagner und E. M. M. Kretschmann. Kellner J. J. H. Bartels in Wittorf und E. M. L. M. Tamm. Gärtner A. W. Weickert und A. M. L. Lühr in Lüdersdorf. Lokomotivputzer E. Th. J. Möller und A. M. L. Wiese.

Sterbefälle.

23. März. C. D. F. geb. Kähler (auch Köhler), Witwe des früheren Kofferträgers J. J. H. Schröder, 89 J. W. C. H. Baars, 4 J. A. M. Severin, 24 J. 11 M. 24. M. E. A. Fick, 32 J. E. R. B. Beck, 8 M. Früherer Weinhändler D. A. Wecker, 72 J. M. Chr. L. Langbehn, 54 J. Ein Knabe, 7 Stdn., ein Knabe, 7¼ Stdn., V.: Stuckateur F. C. H. Stolten. Arbeiter H. G. E. Fahrendorf, 60 J. M. F. geb. Lampe, Ehefrau des Landmannes R. D. F. K. Böttger, 48 J. 25. Lehrer a. D. J. H. Th. Schüler, 74 J. H. W. K. H. H. Schwenn, 2 M. Arbeiter A. F. W. Rupenhagen, 46 J. Arbeiter H. C. H. Lender, 62 J. K. Chr. J. Krebs, 1 J. 26. Träger H. J. H. Wulff, 74 J. Ein totgeb. Knabe, V.: Arbeiter J. Niklas. Arbeiter J. H. C. Schult, 79 J. Privatmann H. H. Chr. Storm, 79 J. A. M. M. geb. Dau, Witwe des Arbeiters H. W. Schmidt, 68 J. A. C. D. geb. Sefobius, Ehefrau des Arbeiters J. G. C. H. Hannemann, 86 J. D. F. Ebell, 47 J. Privatmann A. A. Freiherr von Meurer, 76 J. 27. W. J. J. Eickmann, 5 J. 7 M. J. A. F. geb. Essmann, Witwe des Webers C. F. Engelmann, 80 J. Chr. F. D. geb. Westphal, Witwe des Zigarrenarbeiters J. L. W. Käselau, 61 J. 28. C. M. E. geb. Wilms, Ehefrau des Arbeiters J. H. W. Burmeister, 33 J. F. H. R. Hoffmann, 5 M. Chr. M. J. geb. Brockstedt, Witwe des Stuhlmachers Th. Chr. Köhn, 84 J. C. Chr. F. geb. Schlichting, Ehefrau des Lehrers emer. H. A. Riemann, 69 J. A. M. geb. Wolf, Ehefrau des Arbeiters H. H. U. Burkard, 54 J. 29. A. S. Chr. geb. Nieland, Ehefrau des Vorarbeiters L. H. Arndt, 53 J. H. K. J. Meier, 4 M. A. D. E. geb. Steffen, Ehefrau des Buchbinders H. Chr. C. Seebrecht, 34 J. 30. Arbeiter J. H. F. Sass, 56 J.

Stadthallen-Theater.

Unsere Käthe, Lustspiel in 3 Akten von Davis. Am zweiten Ostertage wurde die diesjährige Winterspielzeit, die zweite im Stadthallentheater, geschlossen, und zwar mit einem Lustspiel, dessen Verfasser jenseits des Kanals wohnt und das in England sich eines großen Erfolges erfreuen soll. „Unsere Käthe" ist ein recht harmloses Stück, das — grundverschieden von den neuen deutschen „Lustspielen" — immerhin Gemüt und Geist verrät und nicht alle Vernunft auf den Kopf stellt. Aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, daß uns die Direktion mit dem Werke, das von Pogson übersetzt worden ist, bekannt gemacht hat. Natürlich handelt es sich um eine oder besser zwei Liebesgeschichten, die mit Verlobung enden. Gespielt wurde wirklich nett. In liebenswürdiger, von Anmut getragener Weise gab Frl. Hoffmann die Titelrolle. Sie verstand es, eine lebensvolle, glaubhafte Gestalt auf die Bühne zu bringen. Der Maler Frank erfuhr durch Herrn Feuerherd eine frische Wiedergabe, die durch einen leicht ansprechenden Humor noch besonders gewann. Herr Sundheim hatte einen frommen Vikar darzustellen, der nebenbei in ein ebenso frommes Mädchen verliebt ist. Der Künstler entledigte sich seiner Aufgabe recht anerkennenswert; das gleiche kann von Frl. Wolff, als seiner Partnerin, gesagt werden. In kleineren Rollen boten die Damen Deutloff, Ehser und Klaus tüchtige Leistungen. Die Regie, welche von Herrn Zeitz geführt wurde, hatte für ein gutes Zusammenspiel und eine behagliche Ausstattung gesorgt, sodaß der freundliche Beifall, den „Unsere Käthe" erzielte, durchaus berechtigt war. P. L.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

der weiten Welt sein Glück suchen sollte. Aber sein Vater wurde alt, er hinterließ ihm ein Haus und Feldgüter, und in diesem Betracht schien es doch geraten, auf sein ehrgeiziges Projekt zu verzichten und als Geselle des Alten die Zeit zu erwarten, wo er sich als Meister im Dorf setzen konnte.

Jakob — so hieß unser Schneider — war mit dem Maurer befreundet und kehrte bald nach seiner Ankunft bei ihm ein. Die stattliche Schönheit der Gret überraschte ihn und machte auf sein leicht erregbares Herz sogleich einen mächtigen Eindruck. Er nahm sich zusammen, setzte die Reden und sagte dem Bäschen Schmeicheleien, die ihr nach seiner Meinung unendlich wohltun mußten. Die Gret lächelte, halb schelmisch, halb wirklich vergnügt, und nun kam sie ihm so reizend vor, daß eine Stimme in ihm rief: „Dieses Mädchen mußt du kriegen!" — Die Gret konnte ebenfalls hochdeutsch reden, wenn sie wollte, und es hatte bei ihr überhaupt alles einen andern Furm (Form) als bei den Mädchen, die nie aus dem Dorf hinaus „geschmeckt" hatten: waren sie beide nicht recht eigentlich für einander geschaffen? — Freilich war sie fast einen halben Kopf größer wie er, und dieses Verhältnis hätte er umgekehrt lieber gehabt; allein im Grunde, schadete das was? Es gab Exempel, wo eine große Frau und ein etwas kleinerer Mann recht gut miteinander gehaust hatten. „Wenn sonst nichts fehlt", dachte der gute Bursche, „das kann man sich gefallen lassen!" Und darin hatte er ganz recht: wenn sonst nichts fehlte, dann stand es vortrefflich.

Vorderhand fehlte indes noch die Hauptsache: die Gret hatte von ihm keineswegs eine ähnliche Ansicht erlangt, wie er von ihr, und ihr war es gar nicht so vorgekommen, als ob sie für einander geschaffen wären! — Als ein kluges und natürliches Mädchen durchschaute sie den Burschen sogleich. Er war gutmütig und eitel — so recht einer von denen, die eine Gescheite am Narrenseil führen kann, ohne daß sie's merken. Ein „Männdle", mit dem eine Lustige zu ihrer Unterhaltung spielt, von dem sie sich flattieren und Gefälligkeiten erweisen läßt und den sie dann ohne große Gewissensbisse nach Hause schickt, wenn sich ein Besserer meldet. Wie hätte die Gret vor so einem Respekt haben können? Wenn sie aber keinen Respekt haben konnte, dann konnte sie ihn auch nicht lieben. — Das lag mal so in ihrem Wesen, und das merkte sie auch nachgerade selbst.

Unser Schneider hätte sich eher alles andere einfallen lassen, als daß die Gret über ihn solche Gedanken hegte. Er hatte den besten Mut; denn alles zusammengenommen, konnte so ein Mädchen nicht von Glück sagen, wenn sie ihn bekam? Er war eifrig, dies lag in seiner Natur; aber er war eifrig mit Zuversicht. Zunächst kehrte er beim Vetter Maurer ein, so oft es anging, und wenn er der Gret einen Gefallen tun konnte, so ergriff er die Gelegenheit mit Begierde. Als sie in diesen Tagen einen neuen kattunenen Kittel zu haben wünschte, fertigte er denselben (denn er war Männer- und Frauenschneider) in kürzester Zeit und brachte darin eine sinnreiche Neuerung an, indem er behauptete, ein Mädchen, die in der Stadt gewesen sei, müsse sich feiner tragen als eine gewöhnliche Bauerntrutschel! Er brachte ihr von Hause Sträußchen mit und spitzte damit seine Komplimente so fein zu, daß er selber daran seine Freude hatte. Kurz er huldigte der Schönen auf eine Weise, der man ansehen mußte, daß er sie anderswo gelernt habe als zu Hause bei seinem Vater.

Nach und nach fand die Gret doch Gefallen daran. Der Schneider hatte aber auch eine günstige Zeit getroffen. Die Spannung zwischen ihr und Michel dauerte fort. Bei einer dritten Begegnung hatte sie, wie natürlich, ihn nicht gegrüßt, und er war mit einem nur um so „wildern" Gesicht an ihr vorübergeschritten. Die Grobheit eines Menschen, dem sie vor allen den Vorzug gegeben hätte, verdroß das Mädchen im Innersten ihres Herzens, und in diesem Zustande hatte die Höflichkeit des Schneiders etwas Wohltuendes für sie. Sie brauchte einen Ersatz, der junge Vetter gewährte ihn, und sie konnte sich nicht enthalten, ihn freundlich dafür anzusehen. Einmal, in weicherer Stimmung, dankte sie mit besonderer Wärme, und dem Blick, mit welchem sie die Worte begleitete, gab die Dankbarkeit der gerührten Seele einen Glanz und einen Schmelz, wie ihn der Schneider noch nicht gesehen. Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen; das schöne Bäschen gehörte ihm, sie hatte sich verraten! Jetzt durfte er nur reden und die Sache war fertig! — Er redete zunächst doch nicht; vielleicht weil er des Sieges gewiß war, oder weil ihn der schelmische Genius, der sein Los zu werben hatte, davon abhielt. Das konnte er sich aber nicht versagen, beim Abschied die Zuversicht seines Herzens mit wohlgefälliger Miene fein anzudeuten.

Die Gret sah ihm trübe lächelnd nach. „Du guts Bürschtle!" rief sie für sich und zuckte die Achseln. — Ihre Gedanken nahmen den Lauf wieder zu dem Enakssohn. Nach einer Weile sagte sie: „Könnt' ietz der Michel net oh höflich sei' und dischgeriera' und flattiera' wie der Schneider? Mueß denn grad der, den e möcht', der gröbst und der dominst sei' em ganza Doraf? 's ist doch nex en der Welt, wie's sei' soll!"

Wenn sie in andern Momenten wieder dachte, Michel könnte sich am Ende doch bessern, so erfüllte dieser ihre Erwartung fürs erste nicht. Er trutzte weiter — er wollte in der Tat nichts mehr von ihr wissen; das heißt er wollte im Grunde immer noch gar viel von ihr wissen, aber er gab es nicht zu erkennen. Die Besuche des Schneiders und die Reden, die darüber im Dorf umzugehen anfingen, brachten in seinen Gedanken keine Änderung hervor. Daß ein Mädchen wie die Gret so einen „Krampen" wie den Schneider möge, konnte er fürs erste nicht glauben. Wenn sie ihn aber mochte, wenn sie so einen „miserabeln Kerl" lieber haben konnte als ihn, dann sollte sie ihn nur nehmen und zum Gespött werden mit ihm! Unser Bursche hatte über die „Weibsbilder" schon so viel nachgedacht und vernommen, daß er wußte: sie seien eigentlich „d's Deufels" und auskennen werde sich so leicht keiner in ihnen. Als er sich aber vorstellte, daß die Gret sich wirklich dergestalt verirren und den Schneider nehmen könnte, wo doch er, der Michel, zu haben war, da stieg ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Verstand, ihren Charakter, ihre ganze Person in ihm auf, welche die Liebe für den Moment gänzlich überdeckte. „Wann's so komma dät, wann's dean lieber hätt' wie mih, nocht dät e me doch schäma', doß e nor a Menutt ebbes von 'r g'halta' hab!" — Es war ihm aber auch bei diesem Ausruf noch, als ob's eigentlich doch nicht sein könnte.

(Fortsetzung folgt.)

verbesserungsbedürftig sei, wenn sie mit der damals immer mehr Freunde gewinnenden lateinischen Schrift (Antiqua) bestehen sollte. Er unternahm es daher, im Jahre 1792 im Verein mit dem Leipziger berühmten Buchdrucker Immanuel Breitkopf, wie mit dem Braunschweiger Verleger Rat Campe, die deutsche Druckschrift durch neu geschnittene Typen zu reformieren. Bei dieser mühseligen Arbeit unterstützte ihn der Holz- und Schriftschneider Jos. Christ. Gubitz, der Vater des bekannten Berliner Holzschneiders und Kalendermannes Friedrich Wilhelm Gubitz. Auch Firmin Didot in Paris versuchte sich auf diese Anregungen hin mit einer neuen Fraktur, die heute für unsere deutschen Augen geradezu komisch wirkt mit ihren verdrehten Schnörkeln. Nach diesen ersten mißglückten Versuchen gelang es Unger schließlich Anno 1794, seiner Fraktur eine veränderte, abgeschlossene Form zu verleihen, die geradezu Epoche machte. Schöne deutsche Dichterausgaben, namentlich die jetzt so sehr begehrten Originalwerke der Romantiker Arnim und Brentano, wurden in dieser neuen Schrift gedruckt und erfreuen noch heute durch die ebenmäßige Abrundung ihrer Züge, durch ihre den Augen angenehme Eleganz und erinnern stark an die berühmten Schwabacher Typen. Den ersten, nicht vollkommenen neuen Schnitt veröffentlichte Unger in einem kleinen Schriftchen Probe einer neuen Art deutscher Lettern, erfunden und in Stahl geschnitten von J. F. Unger, Berlin 1793, die soeben im Neudruck bei Poeschel und Trepte in Leipzig erschienen ist, und zwar nach den erhaltenen Originaltypen. Weiterhin teilt diese Firma, die bekanntlich die wunderbaren Ausgaben des Insel-Verlages druckt, mit, daß sie die alten, originalen Ungerschen Typen in allen Graden erworben habe, so daß auch die Drucktechnik der romantischen Dichterperiode in Deutschland eine Wiederauferstehung feiert.

Die Kinematographen-Schaustellungen,

wie sie sich mehr und mehr entwickelt haben, unterzieht Avenarius im Kunstwart einer sehr berechtigten Kritik. Die Technik als solche, führt er aus, könnte ein köstliches Mittel der Volkserziehung im besten Wortsinn sein, und als sie begann, sah es fast aus, als wollte man sie in rechter Weise benutzen. Da gab es Naturbilder, die wirklich schön waren, ich entsinne mich z. B. an Aufnahmen von der Meeresbrandung an einer Felsenküste; es war, als lüftete aus ihr ein Hauch der Seele den Saal. Auch die Aufnahmen aus dem Tier- und Menschenleben gaben wirklich Schönes; wie herrlich zeigten sich die Pferdeleiber beim Nahen einer Reiterabteilung, wie versetzten die Aufnahmen von der Lokomotive des Zuges erfrischend in das Hinstürmen durch die Landschaft, wie köstliche Idyllen brachten die Aufnahmen spielender Kinder, die sich unbelauscht glaubten! Mit meinem Vorschlag, die Entwickelung des Kinematographen in dieser Richtung auszubauen, und wenn man einmal „spielen" wollte, durch Zusammenfassung zeitlich entfernter Aufnahmen etwa das Aufblühen von Blumen, das Wachstum von Tieren, das Fortschreiten von Bauten, den Wechsel der Jahreszeiten in der Landschaft zu zeigen, bin ich aber bei den Herren Geschäftemachern vorläufig noch gründlich durchgefallen. Die Naturaufnahmen verschwanden mehr und mehr zugunsten alberner „Arrangements" von Schauspielern dargestellter, sogenannt „humoristischer" oder „sensationeller" Szenen, deren Komödianterie den Menschen von Geschmack langweilte oder abstieß. Und jetzt sind wir bereits bei der Spekulation auf sadistische Triebe angelangt. Lesen wir darüber den folgenden Bericht aus dem „Berliner Lokalanzeiger": „Die Internationale Kinematographen- und Lichteffekt-Gesellschaft m. b. H. in Berlin hat vor einiger Zeit ein Preisausschreiben für neue, sensationelle Films erlassen. Den ersten Preis trug eine Bilderserie davon, die den vielversprechenden Titel führt: „Ein Volksgericht im Mittelalter" oder: „Die Zeit des Schreckens und des Grauens". Dargestellt wird darin die Geschichte eines Bürgermädchens, das ein Ritter aus Rache für die Abweisung seiner unehrenhaften Anträge als Hexe denunziert hat. „Ein Hexengericht findet statt, die ganze Schreckenskammer der Folterungen wird mit liebevoller Naturtreue vorgeführt, zuletzt erfolgt die Verbrennung des Opfers auf dem Scheiterhaufen. Schon schlagen die Flammen höher und höher . . . Die Unglückliche windet sich unter entsetzlichen Qualen — verkohlt hängt schließlich ihr Leichnam auf dem Scheiterhaufen." Die Firma, die diesen „Schauerroman ohne Worte" vertreibt, kann bereits triumphierend bekannt machen: Anerkennung über Anerkennung, Order auf Order war bis heute das Resultat dieser Aufnahme! Ungezählte Exemplare dieses Films wurden geliefert. Ein Zugstück ersten Ranges!" Scheint es überflüssig, auf die Gefahr solcher volksverrohenden, dem niedrigsten Sensationskitzel dienenden Schaustellungen hinzuweisen?"

Und so wären wir auf dem schönsten Wege, die Kinematographenbilder zu einer Art sichtbarer Kolportage-Schundromane sich entwickeln zu sehen — wenn wir uns das auf die Dauer gefallen ließen.

Das größte und das kleinste Buch der Welt.

Das größte Buch ist, nach der Angabe eines englischen Bibliophilen, ein Riesenatlas mit prächtig gestochenen alten holländischen Karten, der sich im Britischen Museum befindet; drei Mann gehören dazu, ihn aus dem riesigen Bücherschrank zu nehmen, in dem er aufbewahrt wird. Das gewaltige Buch ist in Leder gebunden und prächtig verziert, es wird mit Klammern aus solidem Silber mit reicher Vergoldung zusammengehalten. Die Gefahr, daß dieses Buch gestohlen werden könnte, wie es Kunstschätzen in England jetzt öfter geschieht, ist nicht groß, da es sieben Fuß hoch ist und 800 Pfund wiegt. Es war ein Geschenk an König Karl II., das er erhielt, bevor er Holland im Jahre 1660 verließ. Ihm gegenüber erscheint das kleinste Buch der Welt um so winziger, das kaum einen Daumennagel bedeckt und doch den gesamten Inhalt des Neuen Testamentes in sich birgt. Ein Nürnberger Künstler hat den mikroskopischen Text in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben. Das Buch enthält 208 Seiten zu je 9 Zeilen und kann durchaus deutlich gelesen werden.

In vierzig Tagen um die Welt. Jules Vernes „Reise um die Welt in achtzig Tagen", deren kühner Plan vor noch nicht allzu langer Zeit ungläubiges Erstaunen erregte, ist heute weit überholt und muß für einen Weltreisenden, der es eilig hat, als äußerst langsame Vergnügungsfahrt gelten. Der englische Journalist F. A. Mackenzie stellt fest, daß man heute nach Wiedereröffnung der sibirischen Eisenbahn und nach Verbesserung der Dampferlinien der Canadian Pacific-Gesellschaft ganz leicht in vierzig Tagen den Erdball umkreisen und zu dieser Tour kaum 2000 Mk. nötig hat. Die Reise geht in vier Absätzen von London nach Moskau in 2½ Tagen, von Moskau nach Wladiwostock in 13 Tagen, von Wladiwostock via Tsuruga nach Yokohama in zwei Tagen, von Yokohama via Vancouver nach London in 21½ Tagen, so daß man noch einen Tag zum Ausruhen behält. Fährt man erster Klasse, so kostet die Fahrt von London über Moskau nach Wladiwostock 1000 Mk., wobei das Essen mit eingerechnet ist, von Wladiwostock nach Yokohama etwa 160 Mk. und von Yokohama nach London 1300 Mk. Wer aber bescheidene Ansprüche hat, zweite Klasse fährt, und einfacher lebt, kann von London nach Wladiwostock für 500 Mk. und von Yokohama nach London für 740 Mk. gelangen, so daß ihn der ganze Ausflug nicht mehr als 1600 Mk. kostet.

Humoristisches.

Bedenke das Ende! „Wie kommst du plötzlich zu der Idee, dich verbrennen zu lassen?" „Bloß aus Vorsicht — mein Arzt sagte mir, jeder dieser schweren Zigarren, die ich rauche, ist ein Nagel zu meinem Sarge?"

Der Leutnant. Herr Leutnant Spier hört in der Nacht Geräusch im Zimmer und erwacht.

Er ruft: „Wer da?" Da sagt ein Mann,
Der kaum vor Zittern reden kann:
„Ich such' nach Geld, Herr Offizier,
Weil ich so lang' an Hunger litt."
„Ach so", ruft rasch Herr Leutnant Spier,
„Da such' ich mit!" („Ulk").

Wahres Geschichtchen. Ein Münchener, der längere Zeit im Ausland weilte, trat nach seiner Rückkehr in einen Laden, um die Wahrheit der Ankündigung: „on parle francais" zu erproben. Er sprach den „Stift", der zunächst erschien, französisch an, dieser schüttelte den Kopf und holte den Kommis; der schüttelte gleichfalls den Kopf und holte den Prinzipal. Dieser zuckte mit den Achseln und wollte eben sein Bedauern ausdrücken, als es dem Käufer herausfuhr: „Na, wer spricht denn eigentlich französisch?" Da ließ sich der Stift vorlaut vernehmen: „Merschtenteels die Fremh'n."

Kindermund. Charlie; Du Papa, verlangt denn der Storch etwas, wenn er ein Kindlein bringt?

Papa: Wieso, mein Junge?

Charlie: Nun, ich hörte doch neulich aus dem Nebenzimmer, wie du ihm sagtest: Schicken Sie nur die Rechnung!" („Jugend.")

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.
Nr. 14. Mittwoch, den 3. April 1907.

Die Versorgung.

Im behaglich durchwärmten Comptoir saß Kommerzienrat Schrott, damit beschäftigt, die Arbeit seiner Bureaubeamten einer eingehenden Kontrolle zu unterziehen. Er schien von dieser Sonntagsarbeit vollkommen befriedigt zu sein, denn von Zeit zu Zeit huschte ein Lächeln der Befriedigung über sein von Wohlleben und sorgenlosem Ruhegenießen aufgedunsenes Antlitz. Er hatte auch allen Grund, mit dem ihm vom Schicksal zugewiesenen Platze zufrieden zu sein. Reich, von Gesundheit strotzend, in den besten Lebensjahren, angesehen und tonangend in allen Kreisen, zählte Fabrikbesitzer Schrott zu den Honoratioren und die meisten Institutionen und Wohltätigkeitsanstalten, die aus Kommunalmitteln geschaffen wurden, verdankten seiner Anregung ihr Entstehen. Er galt im Städtchen allgemein als Wohltäter und Ehrenmann, umsomehr, als Hunderte von Einwohnern in seiner Fabrik Beschäftigung und Brot fanden.

Eine Kolonne Ziffern, die Eingänge der letzten Woche darstellend, bildet gerade eine angenehme Additionsarbeit Schrotts, als an der Comptoirtür ein bescheidenes Klopfen hörbar wurde.

Ein freundliches „Herein!" kam von seinen Lippen und mit erwartungsvollem Lächeln wendete sich sein Blick nach der Tür. Momentan nahmen jedoch seine Züge eine gewisse Kälte an, als eine gebeugte Mannesgestalt sich durch die Tür schob und mit einem unterwürfigen „Guten Morgen, Herr Rat!" vor den streng blickenden Herrn hintrat.

„Ah, der alte Kolb! Was wünschen Sie von mir?"

„Geehrter Herr Chef! Sie werden wissen, daß ich jetzt seit fünfunddreißig Jahren in Ihrer Fabrik beschäftigt war, daß ich immer mit Pflichteifer meiner Arbeit nachgekommen bin und daß es nicht vielleicht einmal, sondern sehr häufig dagewesen ist, daß Sie sowohl als auch andere mir von Ihnen als Vorgesetzte bezeichnete Personen mich als Musterbild eines Arbeiters hinstellten. Dies war zwar in letzter Zeit nicht mehr der Fall . . . Meine Arbeitsleistung wurde Ihnen immer ungenügender und unter aller Anspannung meiner noch vorhandenen Kräfte und ruhelosem Schaffen erntete ich nur Rügen, bis gestern bei der Auszahlung der Werkmeister mir in wohlwollenträufelnden Worten mitteilte, daß er den Auftrag erhielt, mich zu kündigen . . . . Ich bin nun gekommen . . ."

„Fassen Sie sich kurz, Kolb!" unterbrach Schrott den alten Mann. „Meine Zeit ist sehr gemessen . . . . . ich habe sehr viel Arbeit noch vor mir, die ihrer Erledigung harrt!"

„Ich bitte, Herr Rat! Ich bin gekommen, um von Ihnen persönlich zu hören, ob es wirklich Ihr Ernst sein kann, einen siebzigjährigen Mann, der durch fünfunddreißig Jahre hindurch, zuerst unter Ihrem seligen Herrn Papa, dann unter Ihnen mit Treue und Fleiß in Ihrer Fabrik gedient hat, zu entlassen; jetzt, wo seine Kräfte nachlassen, wo er sein ganzes Wissen und Können gewiß nicht zu Ihrem Nachteil verwendete. Sie gelten in der ganzen Stadt als humaner Mann, als Mann von Ehre. Ich bitte, mir zu sagen, daß Sie den Auftrag zu meiner Kündigung vielleicht in einer momentanen Gereiztheit gaben."

„Mein lieber Kolb! Jeder Mensch, sei er noch so edelmütig veranlagt, ist in einem gewissen Sinne Egoist, und in dem Moment, wo er eine Wohltat nur in der Weise vollführen kann, daß er sich sozusagen in das eigene Fleisch schneidet, wird er sich's überlegen. Ich hätte nicht nötig, mich Ihnen gegenüber in lange Erklärungen einzulassen, doch ich will mich dennoch klar aussprechen. Ich habe Ihre Arbeitskündigung wohl überlegt angeordnet, weil Ihre Leistung nicht mehr im Verhältnis zu dem Lohne steht. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, denn Ihr Wille wäre ja gut, aber der Wille allein macht mich nicht bezahlt, wenn die physische Kraft verloren gegangen, ihn auszuführen. Ich habe Ihnen die Arbeit gekündigt, weil ich auch eingesehen habe, daß ein Mann wie Sie nicht mehr in eine Fabrik, sondern in eine Versorgung paßt. Treffen Sie Anstalten, daß Sie in einem derartigen Institut unterkommen. Die Ruhe wird Ihnen gut tun."

Mit diesen Worten wollte Kommerzienrat Schrott die ihm offenbar unangenehme Unterhaltung abbrechen und lehnte sich wieder über das Geschäftsbuch, mit der Feder über die Zeilen hingleitend.

„Herr Schrott! Sie wünschen mir Ruhe in der Versorgung. Geben Sie mir auch den Rat, wo ich einer Versorgung teilhaftig werden kann. Wie Sie wissen, bin ich vor fünfunddreißig Jahren aus meiner Heimat — wollen Sie gütigst beachten, aus dem Ausland — hierhergekommen. In meinem Heimatsort wurde meine Zuständigkeit, weil verjährt, gestrichen, hier konnte ich sie als Ausländer nicht erwerben . . . ich wurde heimatslos durch jahrelanges Arbeiten in ihren Diensten; brotlos bin ich jetzt, nachdem ich durch fünfunddreißig Jahre mitgeholfen, Ihre Reichtümer zu vergrößern. Das Pferd, das den Wagen nicht mehr rasch genug ziehen kann, wird veräußert, den ausgeschundenen Menschen schmeißt man auf die Straße: „Gehen Sie in die Versorgung!" Ha! Herr Rat wollen sich jedenfalls an meinem Elend noch ergötzen."

„Kolb, mäßigen Sie sich! Ich kann Ihnen versichern, daß ich Sie trotz allem nicht entlassen hätte, wenn mich nicht die von Ihnen selbst mitgeschaffenen Verhältnisse dazu gezwungen hätten. Sie haben ein Lohnminimum geschaffen, unter das ich nicht heruntergehen darf. Sie verdienen es nicht, weshalb ich so zu handeln gezwungen war. Gehen Sie jetzt, Kolb, und nehmen Sie diese Kleinigkeit" — Schrott reichte Kolb eine Geldnote hin — „und meine besten Wünsche mit auf den Weg! Adieu!"

„Für Ihre guten Wünsche danke ich Ihnen, doch das Geld, bitte ich, wollen Sie für sich behalten. Es könnte mich vielleicht einmal gereuen, wenn ich Sie als meinen Wohltäter betrachten müßte. Sie haben mir drei Worte gesagt: „Keine Kraft! — Versorgung!" Vergessen auch Sie die Worte nicht . . . Leben Sie vorläufig wohl! Ich gehe jetzt, um darüber nachzudenken, was sich aus den drei Worten machen läßt! Auf Wiedersehen, Herr Rat! Adieu!"

Mit diesen Worten ging der alte Mann der Tür zu und verließ, noch einen Blick auf Schrott werfend, das Comptoir.

„Glücklich derjenige," murmelte Schrott, nachdem die Tür sich hinter Kolb geschlossen, „der durch die Verhältnisse nicht gezwungen ist, sich mit diesem Arbeiterpack abzugeben!"

— — — — — — — — — — — — — —

Vier Wochen waren seitdem verflossen.

Vor dem villenartigen Wohnhaus Schrotts hielt eine mit zwei feurigen Pferden bespannte Equipage. Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag des Wagens, aus welchem Herr und Frau Kommerzienrat Schrott entstiegen, beide in auffallender, beinahe übermäßiger Eleganz. Das Paar rauschte die mit Teppichen belegten Treppen hinan, die Grüße der empfangenden Dienerschaft herablassend erwidernd.

Vierzehn Tage lang waren sie abwesend, im Badeort X. zur Erholung von dem monatelangen aufreibendem Nichtstun . . .

Der Kutscher hatte die Equipage kaum in das rückwärtige Wirtschaftsgebäude gebracht, als eine gebeugte Gestalt sich langsam durch das Tor schob und die Treppe hinaufging. Es war der alte Kolb. Im Korridor trat ihm ein Diener entgegen und fragte nach seinem Begehr, worauf Kolb ersuchte, er möge ihn bei seinem Herrn anmelden und diesen bitten, ihm eine kurze Unterredung zu gestatten. Auf die Antwort des Dieners, sein Herr sei nicht zu sprechen, erwiderte Kolb, daß er sich nicht abweisen lassen könne, denn er habe dem Kommerzienrat Mitteilungen zu machen, die höchst wichtiger Natur sind und von denen ein Menschendasein abhängt.

Endlich, nach wiederholter Abweisung, ließ Schrott den alten Mann vor.

„Er wird einsehen, daß er unüberlegt gehandelt hat, meine Gabe abzuweisen. Was er von mir abgelehnt, wird er jetzt erbetteln wollen."

Ruhig und gelassen, mit entschlossener Miene überschritt Kolb die Schwelle, einen kühlen Gruß murmelnd.

„Nun, Alter, was führt Sie denn zu mir? Und wie sie sich herausgeputzt haben, als ob sie freien gingen."

„Herr Rat, ich komme zu Ihnen, um für einen guten Rat, den Sie mir unlängst erteilten, zu danken. Die drei

Worte haben mich zum Nachdenken angeregt und ich bin gewiß, daß ich zwar über wenig Kraft mehr verfüge, aber doch noch über so viel, um mir eine Versorgung verschaffen zu können!"

„Nun also," sprach Schrott leutseilig, den Rauch der Havanna nachlässig zur Decke blasend und sich in seinen Sessel zurücklehnend. „So erzählen Sie doch, wie Sie das anstellen."

„Ich werde heute noch versorgt. Sehen Sie, Herr Kommerzienrat Schrott. Diese zwei Hände, denen Sie jedwede Kraft absprachen, werden genügen, um einen Elenden, der ein Menschenleben als Ware betrachtet, der nur so lange den Arbeiter als Ware ansieht, so lange dessen Ausbeutung reichlichen Gewinn zu seiner Mästung abwirft . . . . zu erwürgen und — o lassen Sie nur die Klingel — Herr Kommerzienrat . . . die hilft Ihnen nichts mehr . . denn ich muß versorgt werden!"

Hastig und aufgeregt schritt Schrott zur elektrischen, bei der Tür angebrachten Klingel; doch mit einer Geschwindigkeit, die man dem alten Manne nicht zugemutet haben würde, stürzte Kolb auf den Fabrikanten und seine zwei Hände umklammerten den Hals desselben mit einer derartigen Kraft, daß sich dessen Gesicht momentan blau färbte.

Mit dem Aufwand seiner Kräfte suchte Schrott sich frei zu machen, doch immer fester gruben sich die Finger des Alten in das Fleisch.

Nur wenige Minuten dauerte dieser lautlose Kampf, dann sank Schrott zusammen. Aber noch immer umklammerten die Hände Kolbs den Hals des Röchelnden, während sich dessen Züge immer mehr entstellten.

Endlich ließ Kolb sein Opfer los und mit einem befriedigten Blick auf dasselbe sprach er zu sich selbst:

„Ja, ich habe noch so viel Kraft gehabt, um versorgt zu sein! An der nächsten Ecke ist ein Polizeikommissariat — ich trete die Versorgung an."

Auf der Elektrischen.

Von Ludwig Thoma im „Simplicissimus".

In München. Der schwere Wagen poltert auf den Schienen; beim Anhalten gibt es einen Ruck, daß die stehenden Passagiere durcheinander gerüttelt werden.

Ein Schaffner ruft die Station aus.

„Mühliansplatz!"

Heißt eigentlich Maximiliansplatz.

Aber der Schaffner hat Schmalzler geschnupft und kann die langen Namen nicht leiden.

Ein Student steigt auf. Er trägt eine farbige Mütze, und der Schaffner salutiert militärisch.

Er weiß: das zieht bei den Grünschnäbeln. Sie bilden sich darauf was ein. Und wenn sich Grünschnäbel geschmeichelt fühlen, geben sie Trinkgelder.

Er ist Menschenkenner und hat sich nicht getäuscht.

Der junge Herr mit der großen Lausallee gibt fünf Pfennige.

Er sieht dabei den Schaffner nicht an; er sieht gleichgültig ins Leere; er zeigt, daß er dem Geschenke keine Bedeutung beimißt. Der Schaffner salutiert wieder.

Wumm! Prr!

Der Wagen hält.

„Deonsplatz!" schreit der Schaffner.

Heißt eigentlich Odeonsplatz.

Eine Frau, die ein großes Federbett trägt, schiebt sich in den Wagen.

Ein Sitzplatz ist noch frei.

Die Frau zwängt sich zwischen zwei Herren. Sie stößt dem einen den Zylinder vom Kopfe.

Das ärgert den Herrn. Er klemmt den Zwicker fester auf die Nase und blickt strafend auf das Weib.

„Aber erlauben Sie!" sagt er.

— ?! —

„Aber erlauben Sie, mit einem solchen Bett!"

Die Leute im Wagen werden aufmerksam.

Der Mann scheint ein Norddeutscher zu sein; der Sprache nach zu schließen. Ein besserer Herr, der Kleidung nach zu schließen.

Was fällt ihm ein, die arme Frau aus dem Volke zu beleidigen?

Ein dicker Mann, dessen grünen Hut ein Gemsbart ziert, verleiht der allgemeinen Stimmung Ausdruck.

„Warum soll denn dös arme Weiberl net da herin sitzen? Soll's vielleicht draußen bleib'n und frier'n? Bloß weil's dem nobligen Herrn net recht is? Wenn ma so noblich is, fahrt ma halt mit da Droschken!"

Der dicke Mann ist erregt. Der Gemsbart auf seinem Hute zittert.

Einige Passagiere nicken ihm beifällig zu; andre murmeln ihre Zustimmung. Ein Arbeiter sagt: „Überhaupt is de Tramway für an jed'n da. Net wahr? Und dera Frau ihra Zehnerl is vielleicht g'rad so guat, net wahr, als wia dem Herrn sei Zehnerl."

Die Frau mit dem Bett sieht recht gekränkt aus. Sie schweigt: sie will nicht reden: sie weiß schon, daß arme Leute immer unterdrückt werden.

Sie schnupft ein paarmal auf und setzt sich zurecht. Dabei fährt sie mit dem Bette ihrem andern Nachbarn ins Gesicht.

Der stößt das Bett unsanft weg und redet in soliden Baßtönen: „Sie mit Eahnan dreckigen Bett brauchen 's mir sei 's Maul net abwisch'n! Glauben S' vielleicht, Sie müassen's mir unta d' Nasen halt'n, weil S' as jetzt aus 'm Versatzamt g'holt hamm?"

Die Passagiere horchen auf.

Da ist noch einer, der die Frau aus dem Volke beleidigt: aber, wie es scheint, ein süddeutscher Landsmann.

Die Stimmung richtet sich nicht gegen ihn. Übrigens sieht er so aus, als wenn ihm das gleichgültig sein könnte.

Er hat etwas Gesundes an sich, etwas Robustes, Hinausschmeißerisches.

Er imponiert sogar dem Herrn mit dem grünen Hute.

Und dann, alle haben es gesehen:

Die Frau ist ihm wirklich mit dem Federbett über das Gesicht gefahren. So etwas tut man nicht. Der Mann selbst ist noch nicht fertig mit seiner Entrüstung. Er wirft einen sehr unfreundlichen Blick auf die Frau aus dem Volke, und einen sehr verächtlichen Blick auf das Bett.

Er sagt: „Überhaupt is dös a Frechheit gegen die Leut', mit so an Bett do rei'geh'. Wer woaß denn, wer in dem Bett g'leg'n ist? Vielleicht a Kranker: und mir fahren S' ins G'sicht damit! Sie ausg'schamte Person!"

Einige murmeln beifällig.

Der Mann mit dem grünen Hute gerät wieder in Zorn.

Er sagt: „Der Herr hat recht. Mit so an Bett geht ma net in a Tramway. Da kunnten ja mir alle o'g'steckt wer'n. Heuntzutag, wo's soviel Bazüllen gibt!"

Der Gemsbart auf seinem Hute zittert.

Alle Passagiere sind jetzt wütend über die Unverschämtheit der Frau.

Man ruft den Schaffner.

„De muaß außi!" sagt der Mann mit dem Gemsbart, „und überhaupts, wia könna denn Sie de Frau da einaschiab'n? Muß man si vielleicht dös g'fallen lassen bei der Tramway? Daß de Bazüllen im Wag'n umanandfliag'n?"

Der Schaffner trifft die Entscheidung, daß die Frau sich auf die vordere Plattform stellen muß. Sie verläßt ihren Platz und geht hinaus.

„Dös war amal a freche Person!" sagt der Mann mit dem Gemsbart.

Der Herr mit dem Zwicker meint: „Eigentlich war sie ganz anständig. Nur mit dem Bette . . ."

„Was?" schreit sein robuster Nachbar. „Sie woll'n vielleicht dös Weibsbild in Schutz nehma? Gengan S' außi dazua, wann's Eahna so guat g'fallt!"

Alle murmeln beifällig.

Und der Arbeiter sagt: „Da siecht ma halt wieda de Preißen!"

* * *

Ein kalter Wintertag.

Die Passagiere des Straßenbahnwagens hauchen große Nebelwolken vor sich hin. Die Fenster sind mit Eisblumen geziert, und wenn der Schaffner die Tür öffnet, zieht jeder die Füße an; am Boden macht sich der kalte Luftstrom zuerst bemerklich. Die Passagiere frieren, nur wenige sind durch warme Kleidung geschützt, denn der Wagen fährt durch eine ärmliche Vorstadt.

Da kommt ein Herr in den Wagen; er trägt einen feinen pelzgefütterten Überrock, eine Pelzmütze und dicke Handschuhe.

Er setzt sich, ohne seiner Umgebung einen Blick zu scheuken, zieht eine Zeitung aus der Tasche und liest.

Die anderen Passagiere mustern ihn; das heißt nur seine untere Partie. Die obere ist hinter der Zeitung versteckt.

Die größte Aufmerksamkeit schenkt ihm ein behäbiger Mann, der ihm gerade gegenübersitzt.

Er biegt sich nach links und rechts, um hinter die Zeitung zu schauen. Es geht nicht.

Er schiebt mit der Krücke seines Stockes das hemmende Papier weg und fragt in gemütlichem Tone:

„Sie, Herr Nachbar, wissen Sie, aus welchan Pelz Eahna Hauben is?"

Der Herr zieht die Zeitung unwillig an sich.

„Lassen Sie mich doch in Ruhe!"

„Nix für ungut!" sagt der Behäbige.

Nach einer Weile klopft er mit seinem Stocke an die Zeitung, die der Herr noch immer vor sich hinhält.

„Sie, Herr Nachbar!"

„Waßß denn?!"

„Sie, dös is fei a Biberpelz, Eahna Haub'n da."

„So lassen Sie mich doch endlich meine Zeitung lesen!"

„Nix für ungut!" sagt der Mann und wendet sich an die andern Passagiere. „Ja, dös is a Biberpelz, de Haub'n. Dös is a schön's Trag'n und kost' a schön's Geld, aba ma hat was, und es is an oanmalige Anschaffung. De Haub'n sag' i Eahna, de trag'n no amal de Kinder von dem Herrn. De is net zum Umbringa. Freili, billig is er net, so a Biberpelz!"

Die Passagiere beugen sich vor. Sie wollen auch die Pelzmütze sehen.

Aber man sieht nichts von ihr; der Herr hat sich voll Unwillen in seine Zeitung eingewickelt.

Da wird sie ihm wieder weggezogen. Von dem behäbigen Manne, mit der Stockkrücke.

„Sie Herr Nachbar . . ."

„Ja, was erlauben Sie sich denn . . .?!"

„Herr Nachbar, was hat jetzt de Haub'n eigentlich gekostet?"

Der Herr gibt keine Antwort.

Wütend steht er auf, geht hinaus und schlägt die Tür mit Geräusch zu.

Der Behäbige deutet mit dem Stock auf den leeren Platz und sagt: „Der Biberpelz, den wo dieser Herr hat, der wo jetzt hinaus is, der hat g'wiß seine zwanz'g Markln kost'; wenn er net teurer war!"

* * *

Der alte Professor Spengler fährt jeden Morgen gegen acht Uhr vom großen Wirt in Schwabing bis zur Universität.

Er fällt auf durch seine ehrwürdige Erscheinung; lange weiße Locken hängen ihm auf die Schultern, und er geht gebückt unter der Last der Jahre.

Ein Herr, der auf der Plattform steht, beobachtet ihn längere Zeit durch das Fenster.

Er wendet sich an den Schaffner.

„Wer ist denn eigentlich der alte Herr? Den habe ich schon öfter gesehen."

„Der? Den kenna Sie nöt?"

„Nein."

„Dös is do unsa Professa Spengler."

„So, so! Spengler. M—hm."

„Professa der Weltgeschüchte," ergänzt der Schaffner, und schüttet eine Prise Schnupftabak auf den Daumen.

„Mhm!" macht der Herr. „So, so."

Der Schaffner hat den Tabak aufgeschnupft und schaut den Herrn vorwurfsvoll an.

„Den sollten S' aba scho kenna!" sagt er. „Der hat vier solchene Büacha g'schrieb'n."

Er zeigt mit den Händen, wie dick die Bücher sind.

„So . . . so?"

„Lauter Weltgeschüchte!"

„Ich bin nicht von hier", sagt der Herr und schaut jetzt mit sichtlichem Respekt auf den Professor.

„Ah so! Nacha is 's was anders, wenn Sie net von hier san", erwidert der Schaffner.

Er öffnet die Tür.

„Universität!"

Professor Spengler steigt ab. Der Schaffner ist ihm behilflich; er gibt acht, daß der alte Herr auf dem glatten Asphalt gut zu stehen kommt. Dann klopft er ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Soa, Herr Professa! Nur net gar z' fleißig! Er pfeift und es geht weiter.

Der Schaffner wendet sich nochmal an den Herrn.

„Alle Tag, Punkt acht Uhr fahrt dös alte Manndeel auf d' Universität. Nix wia lauta Weltgeschüchte!"

* * *

In Berlin. Der Straßenbahnwagen fährt durch den Tiergarten. Seitab werden Bäume gefällt, und es ist ein sonderbarer Anblick, mitten in der Großstadt Waldarbeit zu sehen.

Der Schaffner wendet sich an einen Herrn, der Ähnlichkeit mit dem Kaiser hat. Die man in Norddeutschland so häufig trifft. Starkes Kinn. Habyschnurrbart.

Der Schaffner sagt: „Das geht nun schon so vier Wochen."

Er deutet auf die Holzarbeiter.

Der Doppelgänger Kaiser Wilhelms schweigt.

„Wenn sie nur nich den ganzen Tiergarten umschlagen!" sagt der Schaffner.

Keine Antwort.

Der Schaffner versucht es noch einmal.

„Den ganzen Tiergarten! Es wäre doch jammerschade."

Jetzt blickt ihn der Doppelgänger Kaiser Wilhelms an; streng und abweisend.

Und er sagt:

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit Ihnen in eine Konversation einzulassen."

Für unsere Frauen.

Ada Negri gegen die Frauenrechte.

Aus Rom wird unserem Wiener Parteiorgan geschrieben: Wer sich noch des großen Enthusiasmus erinnert, den vor etwa zwölf Jahren die ersten revolutionären Gedichte Ada Negris in Italien und im Ausland erregten, der wird nicht ohne schmerzliches Erstaunen die Erklärungen lesen, die die Dichterin einem Mitarbeiter des „Giornale d'Italia" über ihre Stellung zur Frauenbewegung gemacht hat. Die Dichterin hat zunächst auf die Verschiedenheit von Mann und Weib hingewiesen, die ja wohl kein vernünftiger Mensch bestreitet, um sich dann in folgender Weise auszulassen: „Ich liebe die Frau, soweit sie eine gute Gattin, eine gute Mutter und eine gute Hausfrau ist; als solche wird sie von der Liebe und Sorge für ihre Kinder ganz und gar in Anspruch genommen sein und nicht so viele mehr oder weniger frauenrechtlerische Ideale im Kopfe haben. Ich habe allerdings Bücher geschrieben und viele Verse gemacht; aber ich habe auch unglücklicherweise keinen Tropfen Milch für meine Kinder gehabt." Das Recht der unverheirateten Frau, sich durch ihre Arbeit materielle Unabhängigkeit zu schaffen, hat Ada Negri ausdrücklich anerkannt; aber ganz richtig bemerkt sie, daß es sich hierbei nur um ein Stück Existenzkampf handelt. Dagegen hat sie sich sehr energisch gegen die Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen gewendet und erklärt, sie würde nun und nimmer an einer Wahl teilnehmen. Zum Schluß hat sich die Dichterin selbst als „Frauenrechtlerin in gutem Sinne" bezeichnet, etwa wie sich konservative Philanthropen „Sozialisten in gutem Sinne" zu nennen belieben.

Als Ada Negri in ihren ersten Gedichten dem überkommenen und den Privilegien des Besitzes mit so viel Wärme und Wucht entgegentrat, war sie eine junge Volksschullehrerin, die kümmerlich von ihrer Arbeit lebte. Seitdem hat sie einen reichen Textilindustriellen geheiratet, hat das Glück der Mutterschaft kennen gelernt, das für sie lange Erkrankungen nach sich gezogen hat, und urteilt heute als körperlich kranke Frau, des materiellen Kampfes enthoben, aus dem Idyll der Kinderstube heraus über eine große soziale Bewegung, die gerade der Frau und Mutter Einfluß auf die Gesetzgebung verleihen will! Wie alle Kranken sehnt sie sich nach Gesundheit und Leistungsfähigkeit und gäbe wohl ihren Dichterruhm darum, wenn sie ihren Kindern ihre Mutterpflicht hätte erfüllen können. Ob es nicht richtiger wäre, dieses rein persönliche Erlebnis, aus dem wohl selbst ein Anhänger der an Gesetzen so fruchtbaren kriminalanthropologischen Schule nicht gleich ein Gesetz ableiten würde, für sich zu behalten, anstatt es den Journalisten konservativer Blätter zur propagandistischen Verwertung auszuhändigen? Hätte nicht Ada Negri, wenn sie als gesunde Frau im Daseinskampf für sich und ihre Kinder stände, anders über die Frage des Frauenstimmrechtes geurteilt?

Kleines Feuilleton.

Moderne Buchkunst im 18. Jahrhundert.

Genau, wie in der neueren Zeit durch Peter Behrens und die Bemühungen der großen Leipziger Buchdruckerfirmen, entstanden im 18. Jahrhundert Bewegungen, die deutsche Druckschrift zu erneuern und zu verbessern. Allen voran war es der Berliner Verleger Johann Friedr. Unger, einer der ersten und feinsten „Buchkünstler" und Buchdrucker der preußischen Hauptstadt, der an dieser ästhetischen Bewegung teilnahm. Als „künstlerischer Formschneider" war er sowohl, wie sein Sohn überall in Deutschland bekannt und hochgeschätzt und sein Verlag enthält neben allerlei literarischer Marktware Beiträge von Schiller und Goethe, die Jungfrau von Orleans und des letzteren große Ausgabe der „Neuen Schriften", wie den Wilhelm Meister. Johann Friedrich Unger empfand mit seinen Zeitgenossen, daß die deutsche Druckschrift, die vorwiegend gotisches Ansehen hatte,